

Das „Unrecht“ an Belgien

Frankreich — das wußte unser Generalstab — machte ebenso schnell wie Deutschland, in 16 bis 18 Tagen, mobil. Rußland brauchte viele Wochen, um seine ganzen feldbraunen Heeresmassen aus dem Innern seines Kaiserreichs zweier Erdteile heranzurollen.

Deutschland stand auf der strategisch so günstigen inneren Linie zwischen Frankreich und Rußland. Es konnte seinen vollen furor teutonicus jeweils gegen einen der beiden räumlich getrennten Gegner schmettern.

Zu diesem Zweck mußte es rücksichtslos den Zeitunterschied zwischen der französischen und der russischen Mobilmachung ausnutzen und die Franzosen erledigen, ehe die Russen kamen.

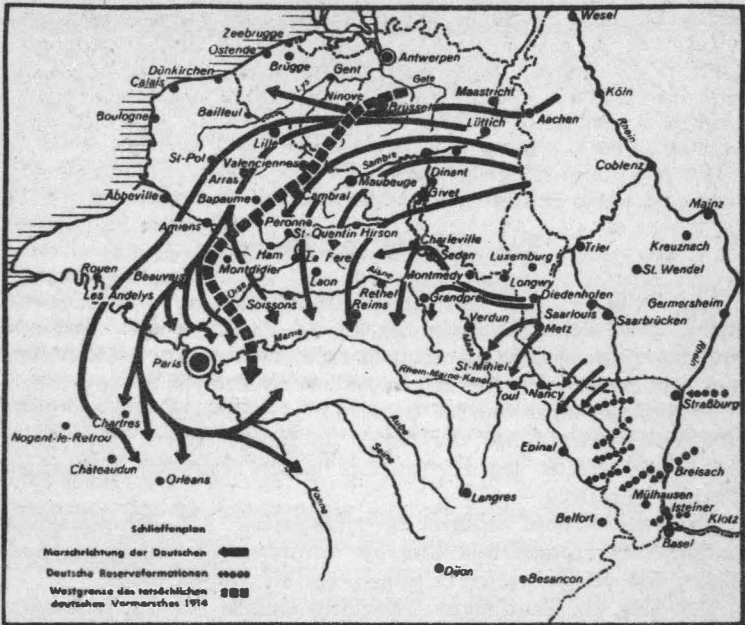
Das hieß für Deutschland: schnellstes Suchen der Entscheidungsschlacht im Westen. Für Frankreich: möglichstes Hinauszögern dieser Schlacht.

In dieser Borausicht hatten die Franzosen seit Jahrzehnten ihre ganze Ostgrenze zwischen den mächtigen Festungseckpfeilern Verdun und Belfort in eine undurchdringliche Kette von Sperrforts verwandelt. In diesem kanonengespißten Beton und Stahl sollten sich die Deutschen die Zähne ausbeißen, bis die russische „Dampfwalze“ rollte.

Dieses 200 Kilometer lange Bollwerk mußte umgangen werden, wollte man nicht die kostbarste Zeit und den Krieg im Entstehen verlieren.

Es gab zwei Umwege: im Süden durch die Schweiz, im Norden durch Belgien.

Belgien kam nur in Frage. Der Durchmarsch durch Belgien, um kampfflos hinter die französische Sperrfortfront zu gelangen, war der Schlüssel des „Schlieffenplans“, des Vermächtnisses des hochbedeutenden, vom Vertrauen der ganzen Armee getragenen Generalfeldmarshalls Grafen Alfred v. Schlieffen, der als Nachfolger des großen Moltke von 1891 bis 1905 Chef des Großen Generalstabs gewesen war. Er war seit einem Jahre tot. Aber sein Geist lebte. Nach seinem Plan sollten die deutschen Heere von Belgien aus südwestlich in breiter Front gegen Nordfrankreich einschwenken, an Paris vorbei, vielleicht sogar über Paris hinaus die



gesamte französische Armee von deren linkem Flügel aus zu einer gigantischen Vernichtungsschlacht, einem „Cannä“, einkeffeln.

Es „ergab sich der Einmarsch der deutschen Hauptkräfte von selbst“, schreibt Ludendorff. „Jede andere Operation wäre durch die dauernde Bedrohung des deutschen rechten Heeresflügels aus Belgien gelähmt worden und hätte eine schnelle Entscheidung gegen Frankreich ausgeschlossen. Diese war aber notwendig, um der großen Gefahr des russischen Eindringens in das Herz Deutschlands rechtzeitig begegnen zu können.“

Freilich — Belgien galt als neutrales Land.

Also ließ sich der Reichkanzler v. Bethmann-Hollweg die Gelegenheit nicht nehmen, den schwersten politischen Fehler seiner ganzen Laufbahn zu begehen — und das will etwas heißen — und in einer feierlichen Erklärung vor aller Welt unseren Einmarsch in Belgien für ein „Unrecht“ zu erklären, das wir später wiedergutmachen würden!

„Das einzige, was an dem deutschen Durchmarsch durch Belgien von Deutschen getadelt werden sollte“, schreibt Generalleutnant v. Mehsch, „ist, daß er mit ein paar hunderttausend Mann weniger erfolgte, als möglich gewesen wäre.“

Jede vernünftige Staatskunst hätte offen vor Europa festgestellt: Belgien ist gar nicht neutral! Es ist seit Jahr und Tag ein Werkzeug der Entente zum Weltkrieg!

Schon Januar 1906 hatten geheime militärische Besprechungen und Abmachungen zwischen England, Frankreich und Belgien stattgefunden.

„Sir Henry Wilson, Leiter der Operationsabteilung im britischen Generalstab“, gesteht zynisch Captain Peter Wright von dem Obersten Kriegsrat der Alliierten, „hatte lange vor seinem Ausbruch den Kriegsschauplatz Meter für Meter mit dem Fahrrad bereist und zum Beispiel die Quartiere unserer Obersten Heeresleitung während des Rückzugs von Mons (Hauptstadt des belgischen Kohlenbeckens) im voraus bestimmt.“

„Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu berichten“, meldet am 18. Januar 1914 Baron Guillaume, belgischer Gesandter in Paris [!] an den Minister des Äußeren Davignon in Brüssel, „daß es die Herren Poincaré, Delcassé, Millerand und ihre Freunde gewesen sind, die die nationalistische, militärische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiedererstehen wir festgestellt haben. Darin erblicke ich die größte Gefahr, die heute den Frieden Europas bedroht.“

Und am 8. Mai 1914: „Unstreitig ist die französische Nation in diesen letzten Monaten chauvinistischer geworden. Die berufenen und sachverständigen Persönlichkeiten behaupten, sicher zu sein, das deutsche Heer mindestens lange genug im Schach halten zu können, um Rußland Zeit zu lassen, mobil zu machen und sich auf den westlichen Nachbarn zu stürzen.“

Das sind papierne Beweise. Aber es gibt andere Beweise: Beweise von sichtbarer, greifbarer, meßbarer Riesengröße.

Belgien ist ein neutraler Kleinstaat. Warum verlängert der neutrale Kleinstaat Belgien mitten im Frieden die bei Verbundende Kette der französischen Maasbefestigungen auf seinem eigenen Gebiet durch die starke Maasbefestigung Namur mit einem Fortgürtel von 40 Kilometer im Umfang? Warum weiter flußabwärts durch den mächtigen Waffenplatz Lüttich mit einem Duzend Forts auf 50 Kilometer im Kreis, aus deren zahlreichen Stahlkuppeln schwerste Geschütze auf die kaum 40 Kilometer entfernte deutsche Grenze starren?

Warum macht der „neutrale“ Kleinstaat Belgien mit seinen 7½ Millionen Einwohnern aus Antwerpen die zweitstärkste Festung der Erde? Duzende von Panzerforts umrahmen in einem Umfang von 88 Kilometer, mit 3000 Geschützen Kriegsarmierung, einen Versammlungsraum für eine Armee von einer halben Million — viel mehr Soldaten, als Belgien je aufbieten kann.

Als Stützpunkte für einen Aufmarsch auch gegen England und Frankreich, wie das belgische Oberkommando behauptete? „Einer ersten militärischen Kritik“, schreibt kurz der wirklich neutrale Schweizer Oberst Karl Egli, „hält diese Darlegung nicht stand.“

Warum macht Belgien schon am 31. Juli 1914 abends Hals über Kopf mobil?

Selbst der englische Gesandte in Brüssel schien, wie der belgische Außenminister Davignon gleich darauf an die belgischen Vertreter im



Ausland drachtete, „über die Schnelligkeit, mit der wir die Mobilmachung unserer Armee beschlossen hatten, etwas erstaunt zu sein“.

2. August
1914
7 Uhr abends

2 Tage darauf erbat der deutsche Gesandte in Brüssel von dem belgischen Militärkabinett die Erlaubnis zu dem friedlichen Durchmarsch der deutschen Armee durch belgisches Gebiet. Und die Antwort Belgiens?

„Der Generalsekretär brach das Schweigen“, schildert ein Augenzeuge, „indem sich Baron van der Elst an den Kriegsminister wandte: ‚Nun, Herr Minister, sind wir bereit?‘ Neues Schweigen, kürzer als das erste, aber nicht weniger eindrucksvoll. Hierauf antwortete Herr de Broqueville sehr ruhig, sehr Meister seiner selbst, langsam sprechend und jedes Wort betonend: ‚Ja — wir sind bereit!‘“

„Belgien“, urteilt der gewiß neutrale Schweizer Oberst Egli, „stand am 2. August 1914 am Scheidewege. Es konnte nach seinem Ermessen wählen.“

Belgien wählte aus freien Stücken den Krieg!

Nun durfte Deutschland keine Stunde verlieren! Die feldgraue deutsche Springschlut brauste im Sturm über Belgiens Grenze. Durch einen Handstreich auf Lüttich sollte der Maasübergang so schnell wie möglich erzwungen werden!

6 Stoßbrigaden Infanterie sind — noch in Friedensstärke — in höchster Eile aus ihren Garnisonen herangeschafft worden. Fünfem mißglückt's

Hier stirbt als erster deutscher Fürst Oberst Prinz zur Lippe mit den Worten: „Denken Sie an die Fahne!“

Und ebenso fällt an der Spitze der letzten der 6 Brigaden ihr Kommandeur. Da erscheint als Retter in der Not der Generalquartiermeister Ludendorff, der nur als Beobachter das Unternehmen begleitet.

Erich Ludendorff, aus dem Westfälischen Infanterieregiment Nr. 57 in Besele hervorgegangen, schon im Frieden der große „kommende Mann“ des Großen Generalstabs, dazwischen nach Armeebrauch im Frontdienst bei der Marineinfanterie, bei den 8. Leibgrenadieren in Frankfurt a. d. O. und dem 61. Infanterieregiment in Thorn, bei Kriegsausbruch als Regimentskommandeur in Düsseldorf in der Front und schließlich als Generalmajor in den Generalstab zurückverlegt.

„Unverzüglich“, heißt es in der Darstellung des Generalstabs des Feldheers, „übernahm Ludendorff den Befehl über die Brigade. Im Sturm wurden die beiden ersten Kanonen, die in diesem Feldzug in deutsche Hände fielen, gewonnen. Alle Häuser spien Feuer. Es kam zu einem furchtbaren Straßen- und Häuserkampf mit all seinen Schrecken. Ganz vorn im heftigsten feindlichen Kugelregen rissen der Brigadeführer [Ludendorff] mit den Generalstabsoffizieren die vordersten Truppen in den brennenden und zusammenstürzenden Häusern immer wieder vorwärts.“

Der Morgen graut. Ein Haufen von kaum 1500 Deutschen steht erschöpft, ohne Troß, Pferde und Geschütz, mit wenig Munition, ohne rückwärtige Verbindung, vor der mächtig aus den Nebeln der Maas aufdämmernden Feste Lüttich.

„Es war ein ungeheures Wagnis“, schreibt der Generalstab, „mit der kleinen deutschen Truppenabteilung die Stadt nehmen zu wollen. Entschloß sich der Feind, das Häusermeer zu verteidigen, so war es sicher, daß die Brigade vernichtet würde. Am frühen Morgen fand eine Besprechung der Generale v. Emmich und Ludendorff statt. Daraufhin erhielt die Brigade den Befehl zum Einmarsch.“

Gott liebt die Bühnen! Lüttich fällt!

Zunächst nur die Innenstadt. Es entsteht die in der Kriegsgeschichte unerhörte Lage, daß eine moderne Gürtelfestung von ihrem eigenen Kern heraus angegriffen wird.

Und draußen, vor den Forts, donnert schon wie das Jüngste Gericht die „Nide Berta“. Sie führt ihren kriegsmäßig derben Kosenamen zu Ehren der Erbin der Krupp'schen Werke, Frau Berta Krupp von Bohlen und Halbach. Das Geschütz ist mit seinen 42 Zentimeter Rohrweite das

4. August
früh morgens
Nacht vom
5.—6. August

geb. 1865

ungeheuerste auf Erden. Der geniale verstorbene Graf Schlieffen hat seinerzeit noch vorgeesehen, daß diese schwersten Mörser und Haubizen in vorderster Linie die Truppen ins Feld begleiten.

So riesig, wie man sich das daheim vorstellte, war die Dicke Berta mit ihrem gedrungenen Feuer Schlund, den beiden Seitenwülsten, den breiten Schaufelrädern nicht. Wenn sie in ihrer grauen Leinwandhülle im Morgendämmern schattete, glich sie undeutlich etwa einem starken Elefanten.

Wie die Hüte von Pilzen stülpen sich die mächtigen Betonkuppeln der belgischen Außenwerke um und begraben unter sich die Besatzung. Die weißen Fahnen erscheinen auf den Forts von Lüttich. Die belgische Armee zieht sich nach Antwerpen zurück und wird dort von den Deutschen belagert.

16. August
1914

Der Weg über die Maas ist frei. Die Deutschen hatten feierlich angeboten, in voller Manneszucht, friedlich, bei sofortiger Barzahlung aller Heeresbedürfnisse, durch Belgien zu marschieren. Die Bevölkerung antwortete mit Flintenschüssen aus dem Hinterhalt, greuelvoller Ermordung von Verwundeten, offenem Feuerkampf großer Haufen bewaffneter Zivilisten. In der Rotwehr mußten unsere Truppen ihr Leben und ihre geraden Knochen schützen! Mehr nicht! „Belgische Greuel“, wie sie die große Londoner Lügenfabrik in die ganze Welt hinausposaunte, hat es niemals gegeben!

Der zu Anfang des Krieges manchmal wenig menschenkundige Amtliche Heeresbericht unterstützte unbewußt die feindliche Propaganda, wenn er die Einäscherung der ganzen Stadt Löwen am 27. August meldete, deren Einwohner einen wütenden Feuerüberfall gegen die deutschen Truppen während der Entladung der Transporte am Bahnhof verübt hatten. Der Verfasser hat Löwen bald nach der „Zerstörung“ gesehen. Nur das Billenviertel um den Bahnhof und die zur Stadt führende Rue de la Station lagen naturgemäß in Trümmern. Sonst war der Schaden gering.

Der Franktireurkrieg nekte nur unnötig die belgische Erde mit Blut und Tränen. Bis Ende August war ganz Belgien außer Antwerpen und einem Streifen Westflandern, ebenso wie kampflos das kleine Luxemburg, besetzt. Im Justizpalast, hoch über Brüssel, richtete sich — 2 drohende Kanonenrohre als ultima ratio vor dem Portal — der Generalgouverneur Colmar Freiherr von der Goltz ein.

1843—1916

Man sah der gedrungenen Gestalt des schon über Siebzigjährigen mit der doppelten Brille vor den kurzsichtigen Augen den verwegenen Frontkrieger nicht an, der sich in ihm in einer bedeutamen Mischung mit dem militärischen Gelehrten verband. Schon 1866 verwundet, 1870 ausgezeichnet, viele Jahre Reorganisator des türkischen Heeres, fuhr er am liebsten von Brüssel in die Schützengräben von Ypern, stand dort breitbeinig frei mitten im Feuer und meinte seelenruhig: „Ach — mich alten Mann trifft keine Kugel.“ Und wirklich erreichte fern in Bagdad, am Vorabend des Siegs, der Tod den greisen Helden auf dem Krankenbett.

An der Front im Westen aber, die seine Seele liebte, brüllten jetzt schon deutsche und französische Geschütze gegeneinander. Nach dem Durchmarsch durch Belgien hatte der eigentliche, der große Krieg begonnen.

20. August
1914

7

Nach Frankreich hinein!

In zwei durch die Festung Metz wie durch ein bewegliches Scharnier verbundene Teile schied sich das nach dem Schlieffenplan kampfbereit aufmarschierte Westheer. In eine starre Front längs der französischen Ostgrenze, in eine bewegliche Front, die etwa mit dem Schwung eines Dreschflegels sich rasch südwestlich drehend über Belgien nach Nordfrankreich zwischen Verdun und Paris hineinfegte.

Von der Wucht dieses rechten Flügels hing der Krieg ab! Das letzte Wort des sterbenden Grafen Schlieffen war ein Jahr zuvor gewesen: „Macht mir nur den rechten Flügel stark!“

3 Kavalleriekorps mit Zehntausenden von Reitern hatten die Bewegungen der deutschen Armee nebelhaft getarnt. Jetzt, in dem elektrischen Knistern von Pol zu Gegenpol, in dem sich die beiden feindlichen Heere gegenseitig anzogen, leuchtete beim Blitzen der Geschütze die Kriegsgliederung des unermesslichen Feldgrau auf.

Am äußersten rechten, weit auf Paris ausholenden, Flügel die 1. Armee unter Generaloberst Alexander v. Klud. Er befahl die Wetterrede der Front! Neben ihm die 2. Armee des Generalobersten Karl v. Bülow, dem er zeitweise unterstellt war. Mit dem Führer der anschließenden 3. Armee, dem dienstälteren sächsischen Generaloberst Freiherrn Max v. Hausen, hatte sich General v. Bülow dagegen jeweils ins Benehmen zu setzen, nach den unbestimmten Weisungen des Chefs des Generalstabs v. Moltke, der sich mit der Obersten Heeresleitung viel zu weit hinter der Front, in der Heimat, in Koblenz, niedergelassen hatte. So kam von vornherein eine Unklarheit der Befehlsverhältnisse in die Front. Die Armeeführer mußten jeder einzeln die volle Verantwortung für die Kriegführung tragen und handelten jeder einzeln nach bestem Wissen, ohne daß eine starke Hand ihren widerstrebenden Willen zusammenhielt.

„Der Verzicht auf die Führerrechte“, schreibt der damalige Oberstleutnant Tappen, Chef der Operationsabteilung des Feldheers, „war durch die weite Entfernung von Koblenz bedingt.“ Aber mehr noch durch die Passivität des obersten Heeresleiters, der sich unbedingt auf Bülows Feldherrnkunst verließ.

Schon in den großen, ausdrucksvollen Augen zeichnete sich Bülows geistige Bedeutung ab. „Er zählte nach seinem militärischen Können,

Um den
20. August
1914

geb. 1846

1846—1921

1846—1922

der Kraft seines überragenden Willens und seiner festen Wesensart zweifellos zu den hervorragendsten und befähigsten Führern der alten Armee", urteilt über ihn das Reichsarchiwert. „Während des Krieges waren der Entfaltung seines operativen Könnens durch die bei seinem hohen Lebensalter natürliche Verminderung seiner Leistungsfähigkeit Schranken gesetzt. Der fast 69jährige Armeeführer verfügte nicht mehr über das Maß geistiger und körperlicher Spannkraft, das seine hohe und verantwortungsreiche Stellung erforderte.“

geb. 1865 An Bülow schloß sich, immer noch in Frankreich, die 4. Armee unter dem Herzog Albrecht von Württemberg. Die 5. Armee des Deutschen Kronprinzen Wilhelm von Preußen deckte den Angelpunkt Metz und bildete die Verbindung zu dem linken, der französischen Grenze gegenüber feststehenden Heeresflügel.

geb. 1869 Er umfaßte die 6. Armee, die Bayern, unter ihrem Kronprinzen Rupprecht, längs des Oberlaufs der Maas, und südlich davon bis in das Oberelsaß die 7. Armee des Generalobersten Josias v. Heeringen.

1850—1926 Im Osten war eine schwache 8. Armee unter dem Generalobersten v. Prittwitz und Gaffron in Ostpreußen versammelt.

1848—1917 Mit furchtbarer Wucht schmetterten in dem letzten Augustdrittel die deutschen und die französischen Heere aufeinander. Eine seit Jahrzehnten aufgebaute kriegerische Energie entlud sich in Blitz und Donner von Flandern bis zum Schweizer Jura. Ein seltsames Spiel des Geschicks in dieser feuerspeienden, viele hundert Kilometer langen Linie von Grenzschlachten: drei von ihnen sind Doppelschlachten. Davon je eine auf belgischem, französischem und deutschem Boden.

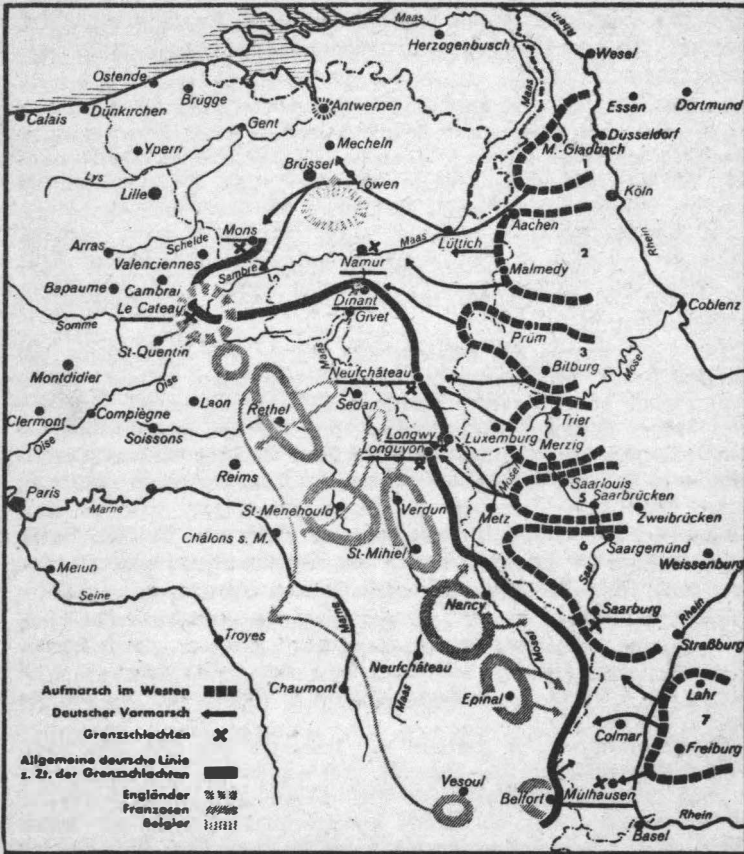
Kriegsplan der Franzosen? Das Gesetz des Handelns war ihnen dadurch entwunden, daß wir, dank dem geglückten belgischen Maasübergang, viel schneller, als sie vermuten konnten, mit unserer feldgraunen Wetterwolke den Norden ihres Landes verdunkelten. Sie konnten nichts tun, als sich unseren Bewegungen entgegenwerfen.

Und für die deutsche Heeresleitung gab es nur noch eine Frage für diese Bewegungen: Wo landen die Engländer?

Das englische Berufsheer war nicht durch Einberufung beurlaubter Jahrgänge lang aufgehalten, durch die Kolonialkriege stets zur Einschiffung bereit. Unter dem Schlachtgesang: „Are you down-hearted?“ (frei übersetzt: „Kinder — nur keine Bange!“)

9.—12. Aug. 1914 kreuzte es den Kanal. Es konnte von Dänisch-Nüttland aus den Nordostsekanal und die deutschen Kriegshäfen bedrohen. Es konnte über Holland nach unserem Kriegsindustriezentrum, dem Niederrhein, streben.

19. August 1914 Da plapperte zum Glück ein belgisches Käseblättchen „La Patrie“ — wenig patriotisch, aber uns sehr willkommen! — das große



Geheimnis aus: „Das englische Expeditionsheer ist glücklich auf französischem Boden gelandet.“

Nun wußte man, wo man zu suchen hatte: vor dem deutschen äußersten rechten Flügel. Schon 2 Tage darauf prallte er in der Schlacht bei Mons mit den Briten zusammen. Deutscher Sieg auf der ganzen Linie!

21.—24. Aug.
1914

Bei den Engländern hatten die älteren Offiziere die Erfahrungen des Burenkriegs, viele von den alten Söldnern die Praxis der Kolonialexpeditionen für sich. Aber jetzt ging es in den großen Krieg und gegen Deutsche! Die Northumberland-Füsiliers und die Irishen Königschützen merkten, daß sie nicht gegen Julius — die königliche Oxford- und York-Infanterie und die Waliser Kents, daß sie nicht gegen chinesische Boxer stritten. Die Regimenter Herzog von Wellington und Bedford sahen sich keinen indischen Grenzvölkern gegenüber. Das Surrey-Regiment entging mit Not der völligen Vernichtung.

26. August
1914

Bei Le Cateau setzten sich 2 Tage später die Briten wieder. Diesmal kostete es ihnen bei strömendem Regen um ein Haar Hals und Kragen.

„Hausenweise“, schreibt das Reichsarchiwwerk, „kamen die Engländer aus ihren Gräben und ergaben sich. Andere flohen, von Kornmandel zu Kornmandel Deckung suchend.“ Charakteristisch verschieden war in allen diesen Westkämpfen die Haltung der Gefangenen: die Franzosen militärisch, die Belgier bummelig, die Engländer wie hochnäsige Gentlemen.

21. - 24. Aug.
1914

Die Schlacht bei Mons war die halbe Doppelschlacht in Belgien gewesen. Die andere halbe Schlacht tobte bei Namur. Nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die wahnwitzige Zivilbevölkerung.

„Die Garde wurde aus Häusern und Gärten von Einwohnern mit rasendem Feuer überschüttet. In wildem Straßenkampf versuchte sie die Sambrebrücke zu gewinnen“, schreibt das Reichsarchiwwerk. Und von einer andern Division: „Ihre Vorhut sah sich in einen erbitterten Straßenkampf verwickelt, in dem jedes Haus einzeln erstürmt werden mußte, ehe der Widerstand der fanatischen Einwohnerschaft gebrochen werden konnte.“

Namur selbst wird mit dem Bajonett erstürmt. An der Spitze der Seinen stirbt Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen für das Vaterland. Die Forts der Maasfeste waren schon vorher gefallen.

24. August
1914

Das Fort Malonne — als eine fargartige grasgrüne Erhöhung steil über dem tief eingeschnittenen Sambrebett gewölbt — diese schwergepanzerte, stark bestückte Falsperre, hatte der Leutnant v. der Linde mit 4 Mann vom 5. Garderegiment zu Fuß erobert und sich den Pour le mérite verdient!

„Im Gänsemarsch“, so berichtet er, „nähereten wir uns dem Fort. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und rebete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Wald ständen. Der Kommandant ließ die Brücke herunter und übergab mir seinen Säbel. Neben dem Kommandanten nahm ich dann fünf Offiziere und zwanzig Mann gefangen. Die übrigen vierhundert waren schon vorher geflohen. Die Gefichter der belgischen Offiziere waren kostbar, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen.“

22. und 23.
August 1914

Die zweite Doppelschlacht donnerte gleichzeitig weiter südlich auf französischer Erde bei Neufchâteau und Longwy, schon nahe an Metz, aber von den deutscherseits heiß ersehnten Maasübergängen noch einen starken Tagesmarsch entfernt. Auch hier heimtückische Überfälle der Bevölkerung. Der Feind tritt auf der ganzen Front den Rückzug an.

26. August
1914

„Schwer die deutschen Verluste. Aber den Gefilden der Schlacht“, schreibt als Mittkämpfer Hauptmann v. Mutius, „verklang mit ihrem lekten Donnern das verlorene Rufen irrender, obdachloser Dorfbewohner. Durch Busch und Feld, hier, da, und allenthalben, huschten die Lichter derer, die, eine weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arm, den Verwundeten Rettung brachten.“

Zu gleicher Zeit, noch auf deutschem Boden, die dritte Doppelschlacht, bei Saarburg und Mörchingen, genannt die Schlacht in Lothringen. Bayern und Badenser wider die Franzosen. Schlüssel der Schlacht der mächtig aufsteigende, mit Hochwald bestandene nördliche Eckpfeiler der Vogesen — der Donon. Ihn hatten die Feinde nach einem deutscherseits nicht sehr glücklich geführten Treffen schon eine Woche vorher besetzt. Er ist ihre rechte Flügelstütze. Ihn geben sie nicht her. Sie räumen ihn erst, nachdem sie nach heißen Kämpfen den Rückzug angetreten haben. Die Franzosen sind völlig geschlagen. Sie büßen an 100 Geschütze ein. Wie roter Mohn leuchten im Abendschein die roten Hosen ihrer vielen Tausende von Toten weithin über das gewellte Land.

20.—22. Aug.
1914

Im äußersten Süden des Reichs endlich waren die Franzosen schon früher in das Oberelsaß eingefallen und hatten sich nach wechselreichen Kämpfen in Mühlhausen und weiter nordwärts festgesetzt. Unmöglich, sie dauernd aus dem Sundgau zu vertreiben! Durch die Burgundische Pforte, die Talsenke zwischen Schweizer Jura und Vogesen, spie die mächtige Feste Belfort immer neue Massen von Menschen und Geschützen in das Flachland. So blieb dieser — militärisch ganz nebensächliche — Südzipfel des Elsaß das einzige während des Kriegs vom Feind besetzte Stück deutscher Erde.

7. August
1914

Noch eine letzte Rückzugsschlacht der Franzosen und Engländer gegen den verfolgenden rechten deutschen Kriegsschlagel auf der geschichtlichen Kampfstätte von Saint-Quentin. Heldenmut der Hannoveraner. Wilde Kampflust schwarzer afrikanischer Truppen im Dienst französischer Zivilisation. Am Nachmittage des dritten Tags gibt Generaloberst v. Bülow den Armeebefehl aus: „Der Feind ist in der dreitägigen Schlacht von Saint-Quentin auf der ganzen Front geschlagen.“

28.—30. Aug.
1914

Frontschlachten — das war es! Der Feind war überall mit Macht von den Deutschen zurückgedrückt worden, so wie etwa ein Stier den andern im Kampf mit den Hörnern vor sich herschiebt. Zu einer entscheidenden Einkesselung, zu dem Schließenschen „Cannä“ war es nicht gekommen.

Bei den deutschen Heerführern und Heeren herrschte, dank dem ungestümen und unaufhaltbaren Vormarsch in Feindesland, das unbedingte Gefühl des Siegs. Man hielt die Franzosen für entnerot, den Krieg im Westen für so gut wie gewonnen.

So lauteten auch die Meldungen der Armeen an die Oberste Heeresleitung, die ja in Koblenz, volle 300 Kilometer von den entscheidenden Stellen der Westfront entfernt, nicht das geringste aus eigener Anschauung beurteilen konnte. Daher teilte sie diesen Optimismus. Eine leitende Persönlichkeit der strategischen Kriegführung äußerte, wie der Generaladjutant des Kaisers, General v. Plessen, mitteilt: „In sechs Wochen ist die ganze Geschichte erledigt.“

1841—1920
25. August
1914

Vom Schimmer des Siegs vergoldet sah — nach v. Plessens Bericht — auch Generaloberst v. Moltke bei seinen täglichen Vorträgen vor dem Kriegsherrn das ferne Frankreich vor sich liegen.

Nur so ist sein verhängnisvoller Entschluß zu verstehen: Er entnahm dem in vollem Vormarsch auf Paris und die Entscheidung marschierenden Westheer 2 Armeekorps — ursprünglich sogar 3 — und schickte sie nach dem Osten! Und wo nahm er sie aus der Front? Gerade aus dem rechten Flügel, von dem das Schicksal des Feldzugs abhing! Es war dem Grafen Schlieffen erspart, dies „Nacht mir nur den rechten Flügel schwach!“ noch zu erleben

Dann wieder senkten sich schwere Zweifel über den Chef des Generalstabs.

4. September 1914 „Ich fand den Generaloberst v. Moltke keineswegs in froher Siegesstimmung“, berichtet Helfferich, „sondern ernst und bedrückt. Er bestätigte mir, daß unsere Vortruppen fünfzig Kilometer von Paris standen. ‚Aber‘ — fügte er hinzu — ‚wir haben in der Armee kaum mehr ein Pferd, das noch eine andere Gangart als Schritt gehen kann!‘ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: ‚Wir wollen uns nichts vormachen! Wir haben Erfolge gehabt, aber wir haben noch nicht gesiegt! Sieg heißt Vernichtung der Widerstandskraft des Feindes. Wenn sich Millionenheere gegenüberstehen, dann hat der Sieger Gefangene! Wo sind unsere Gefangenen? Einige zwanzigtausend in der Lothringer Schlacht, da noch zehntausend und dort vielleicht noch zwanzigtausend. Auch die verhältnismäßig geringe Zahl erbeuteter Geschütze zeigt mir, daß die Franzosen sich planmäßig und in Ordnung zurückgezogen haben — das Schwerste steht uns noch bevor!“

80. August 1914 Wenigstens wurde jetzt das tausendköpfige Große Hauptquartier, das zu seiner Beförderung 11 Eisenbahnzüge brauchte, etwas nach vorn verlegt. Bethmann-Hollweg sträubte sich. Er wollte in der Heimat bleiben.

28. August 1914 „Der Reichszankler“, schreibt Generaladjutant v. Plessen, ein Preuße von altem Schrot und Korn, „will nicht nach Lugemburg. Zieht Trier vor!“

Aber es blieb bei Lugemburg! Nur diesem Ländchen von einer Viertelmillion Seelen mitten im Weltkrieg um Gottes Willen nicht auf die Hühneraugen treten! — flehte das Auswärtige Amt

Die Geschäfte der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung, also der Kriegsführung, befanden sich in einer Mädchenschule. „Die Arbeitsbedingungen“, berichtet ein Generalfüßler, „waren geradezu skandalös. Die Arbeitstische bestanden aus einigen ungehobelten Brettern auf Böden. Beleuchtung war überhaupt nicht vorhanden. Zunächst arbeitete man bei einigen wenigen Lichtstümpfen, bis schließlich Petroleumlampen gekauft wurden. Generaloberst v. Moltke arbeitete in einem winzigen Kleiderablagerraum, in dem der Platz so beschränkt war, daß man sich kaum umdrehen konnte. In dieser Kleiderablage spielten sich auch die Besprechungen der Operationen ab. Man wollte aus poli-

tischen Gründen von dem neutralen Luxemburg keine Leistungen verlangen.“

„Es ist nicht sehr schön“, schreibt beinahe rührend in selbstlosem Spartanertum Generaloberst v. Moltke in die Heimat, „aber man muß im Felde vorliebnehmen. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob man's ein bißchen besser oder schlechter hat.“

8

Das Gesicht des Kriegs

„Der Krieg“ — vor wenigen Wochen noch ein leeres Wort. Grauköpf., die noch in Deutschland von 1870, von Turkos und Mitrailleurten, wußten.

Der Krieg . . . nicht nur der Vater, sondern der Wandler aller Dinge. Der große Widerspruch zu allem, was bisher war. Im Feld müssen sich die Augen erst an die grotesken Gegenstände gewöhnen.

Ein seltsamer Anblick bietet sich überall an den Straßen des deutschen Einmarsches im Westen. Warum liegen in jenem weißen Schloß — mochte sich ein ahnungsloser Beobachter fragen — diese verkohlten Balken auf den seidenen Möbeln? Warum steht da nur der Vordergiebel eines Hauses — und dahinter ist nichts als schwarzes Steingerümpel? Wozu hängt die verbogene eiserne Veranda verkehrt an einer Brandmauer und darunter das Schild: „Hotel de familles“? Jagt denn niemand das sonderbar dicke Pferd aus dem Rosenbeet, in dem es so still und behaglich in der Sonne liegt, ein Bein nach oben? Wieso hat sich dort der manns- hohe Pappelstumpf in eine schöne Fächerpalme von weißem Splitterholz verwandelt?

Was bedeutet das Kanapee im Kartoffelacker? Die drei Stühle am Kreuzweg — Waschbecken und blutiges Handtuch auf einem? Die vielen frischen Holzkreuze mit Pickelhauben und verwelktem Laubkranz mitten in zertretener Saat?

„Welcher Kirchturmlange Riese“, fragt sich der Beschauer, „hat denn Reihen von Eisenbahnwagen zu einem Brei von Stahl und Holz zertreten, auf dem noch steht: Défense de fumer! [Rauchen verboten!]? Warum hat das unsichtbare Ungetüm im Weiterbummeln die Telegraphenstangen bündelweise wie Streichhölzer geknickt und die stählerne Brücke auseinandergebogen? Warum hat es im Wasser unten die vielen Autos ertränkt? Die Kette von Lorries mit einem herausgerissenen Eichbaum erschlagen und liegenlassen? Wer ist nur der unsichtbare Riese, der dem Kirchturm da vorsichtig seine Stützmauern wegzog, daß die Uhr oben wie ein Vogel beinahe in freier Luft schlägt?“

Und um den Beobachter auf dem Bahnhof in Feindesland donnerte, lachte, lärmte, befahl, pfiff, sang, wirtschaftete mit tausend Zungen,

Kehlen, Händen, Beinen, qualmenden Lokomotivschloten, fauchenden Motoren, rollenden Rädern, wiehernden Pferden, brüllenden Ochsen, schrillen Signaltrillern, schmetternden Trompetenfanfaren, lief, sprang, drängte sich in grauem Gewimmel der unsichtbare Riese.

Dieser Beobachter sah den stürmenden, mit rastlosen Schlägen hämmernden Pulsschlag hinter der Front. Er sah, wie die endlosen bekränzten Züge einliefen, wie auf den Hornstoß „Geht langsam vor!“ feldgraue Sturzböche aus den Abteilen sich ergossen, Bahnsteige und Schienen weit überschwemmten. Er sah das langsame, feierliche Zurückrollen langer Reihen weißer Wagen mit dem roten Kreuz. Sah um sich immer wieder diese furchtbaren, lachenden jungen Mienen, die wild bligenden Augen, hörte wieder den ehernen, tausendstimmigen Vollklang: „Deutschland — Deutschland über alles!“ Drüben winkten die Verwundeten. Einzelne richteten sich auf und sangen mit. Ein ungeheurer Höhenrausch hob all die Menschen umher empor über Tod und Leben und Ich und Vergangenheit!

Das sind die deutschen Krieger, die da draußen in endlosen, weiß bestaubten Kolonnen über die sonneflimmernden, schweigenden Straßen Frankreichs den dumpf donnernden weißen Bollen am Horizont, der Schlacht, entgegenziehen — die jubelnd die Arme heben und winken, wenn unter „Tatü-Tata“ aus den links vorausfliegenden feldgrauen Kraftwagen die scharlachroten Aufschläge der Generale leuchten. Ein Geheule der Granaten in den Lüften. Hoch am tiefblauen Sommerhimmel, wie mit der Schere ausgeschnitten, die weißen Wattebüschchen der Schrapnells um eine summende Fliege. Die bräunlichen Leberwürste der Fesselballons still über grünen Hügeln. Rädergerumpel und Staubwolken der Artillerie. Die ersten stillen Männer am Weg. Kampf — und wieder Marsch — und Marsch und Kampf — Tag um Tag — trotz Durst und Müdigkeit immer weiter nach Frankreich hinein.

Und hinter den feldgrauen, gewehrstarrenden Heerwürmern unabsehbar. Tagemärsche lang, der Troß. Die Munitionsstaffeln. Die Proviantkolonnen. Die Fliegerlager. Die Brückentrains. Die Benzintanks. Die Hufschmieden. Die niederen weißen Zirkuszelte der Feldbäckereien. Die Pferddepots. Die Schlachtviehherden. Die Rote-Kreuz-Flagge der Feldlazarette. Schwestern, eng gedrängt auf Leiterwagen. Stabsärzte zu Pferd. Das Gezwitscher der Trillerpfeifen der schweren Lastautos. Feldgeistliche, waffenlos, mit violetten Aufschlägen, das Kreuzig auf der Brust, in Wägelchen. Feldintendanten mit Stroh- und Heugelarre. Feldgendarmarie. Kriegsgerichtsräte. Feldapotheken. Feldpost. Das Heeresgefolge: Kriegsberichterstatter, Maler, Photographen, Armeelieferanten, Vertreter der Munitionsfabriken, einige ganz vertrauenswürdige Ausländer — unter ihnen vor allem Sven Fedin.

Und hinter dem Troß die Etappe. Die Etappen in Feindesland. Die rückwärtigen Stützpunkte der Kampffront. Kriegslazarette in Kirchen, Schulen, Rathhäusern. Massenlager von Kriegsbedarf. Massenspeisungen von durchfahrenden Mannschaften. Reparaturwerkstätten. Ein ewig betriebsamer, durcheinandertribbelnder Ameisenhaufen.

Und hinter der Etappe die rekrutenwimmelnden Kasernenhöfe und Exerzierplätze der Heimat. Jetzt ist oder wird alles einberufen, was in Deutschland Waffen tragen kann. Fast alle ehemaligen, nicht mehr dienstpflchtigen Offiziere der Armee bis zum 60., zum 70. Lebensjahre haben sich selbstverständlich zur Verfügung gestellt. Man sieht an der Front betagte Herren in Feldgrau, die das Eiserne Kreuz von 1870 und das von 1914 tragen. Wer nicht mehr kämpfen kann, wird daheim zur Ausbildung der Mannschaft, zum Brücken- und Tunnelbau, in den Gefangenenlagern, bei den Depots verwendet. Den ehemaligen Feldwebeln, jetzt vielleicht Rassenboten an Banken, winkt auf ihre alten Tage das Leutnantpatent im Landsturm. Die besten Bildner der Jungmannschaft aber zeigen sich in den Gestalten der feldgrauen Hauptleute und Leutnants, die, den Arm noch in der Binde, oder sitzend, das verwundete Bein auf einem zweiten Stuhl, nach den Erfahrungen der allerletzten Kriegswochen in der „Schnellbleiche“ in ein paar Monaten aus Siebzehnjährigen Soldaten machen.

So hängen, durch diese Staffellung von der Schützenlinie bis in die Friedensgarnisonen, von Anfang an Heer und Heimat eng zusammen. Und wenn die Heimat nicht wüßte, daß Krieg ist: die täglichen, die langen Züge mit dem roten Kreuz, die langen Reihen von Tragbahnen mit stillen Gestalten würden es ihr zeigen.

Hier, in der Verwundetenfürsorge, ist daheim in Deutschland alles vorbildlich geregelt. Die Schulgebäude sind, soweit nötig, beschlagnahmt. Fast alle Ärzte tragen Feldgrau mit dem Astulapstab auf der Schulter. Das Publikum strömt mit Zigarren, Blumen, Büchern, Zeitungen, Schokolade in die Lazarette. Überall tun die Frauen ihre Pflicht.

„Die deutschen Frauen“, berichtet selbst der gegen Deutschland mißgünstige amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, seinen Landsleuten, „zeigten im Kriege bemerkenswerte Eigenschaften. Sie halfen beim Roten Kreuz und rüsteten alles, was man in den Spitälern an Verbandstoff und anderem brauchte. Auf den Bahnhöfen der großen Städte besorgten Rotkreuzdamen für die Soldaten warme Mahlzeiten. Hier fanden sich auch Damen, die genügend geschult waren, um Leichtverwundeten die Verbände zu ändern. Frau v. Ihne gründete in der Belleuestraße in Berlin ein Heim für erblindete Soldaten. Deutsche Frauen, welche Landhäuser besaßen, gaben sie her zur Pflege erholungsbedürftiger Verwundeter. Manche deutsche Frauen aus den höchsten Gesellschaftskreisen errichteten aus eigenen Mitteln allerhand Wohltätigkeitsanstalten und schienen sie mit Erfolg zu führen.“

Geistige Brücken überspannten von vornherein die gähnende Kluft zwischen dem Frieden der Heimat und dem Krieg draußen.

Der tägliche Heeresbericht. Er stammte, knapp und jachlich, aus der Feder des Generalquartiermeisters Hermann v. Stein.

Seine Verbreitung in der Heimat war völlig ungenügend. Er hing windzerzaust und regennaf abends an einer dunklen Ecke des Postamts, wo man ihn nur mühsam beim Flackern eines Streichholzes entziffern konnte, oder klebte, klein und unansehnlich, an einer Anschlag-

säule. Im übrigen war die Öffentlichkeit auf Zeitungen und Extrablätter angewiesen.

Dann die Feldpost.

Gleich zu Kriegsbeginn war ein Heer von Postbeamten mit ins Feld gezogen. Bei den Feldgrauen hießen sie wegen ihrer etwas prunkenden Uniform die Postgeneräle. Aber sie taten vollauf ihre Pflicht. Anfangs, im Bewegungskrieg, hatten sie es schwer. Wenn da, zum Zweck der militärischen Geheimhaltung bei Truppenumgruppierung, Postsperrre angeordnet war, dann häuften sich die Sendungen da draußen buchstäblich haushoch. Später, in der Erstarrung des Schützengrabenkriegs, lief die Verbindung aus dem Unterstand in die Gute Stube daheim wie am Schnürchen.

Die Liebesgaben.

Wer hatte keine Lieben im Feld? Oder Millionen, denen er sich Dank schuldig wußte? An Mann und Sohn und Bruder wie an den „unbekannten Soldaten“, gingen sie hinaus — diese vorförglich verpackten Spenden an warmen Wollsocken, selbstgestrickten Strümpfen, Konserven. Man legte eine Postkarte mit der eigenen Adresse bei. Dann kam oft nach Monaten, von irgendeiner Stelle des ungeheuren Kriegstheaters, der Dank eines Feldgrauen. Gegen Ende des Kriegs verkehrten sich die Dinge ins Gegenteil. Da schickten die Krieger der hungernden Heimat Butter aus Flandern und Kurland, Zucker und Tee aus der Ukraine.

Die letzte und große Brücke: der Heimatsurlaub.

Bei guter Führung so oft und so lange bewilligt, als es die Kriegslage eben gestattete. Bei Weib und Kind, im Kreis seiner Nächsten, atmete der Feldgriau auf. Das Draußen erschien ihm wie ein furchtbarer und gewaltiger Traum. Aber von Fernerstehenden trennte ihn oft dies ungeheure Erlebnis des Kriegs. Er selbst sprach nur ungerne, wenn möglich gar nicht, vom Krieg. Aber er fühlte auch oft das ihm zu sorglos erscheinende Heimatleben nicht mit. Er begriff nicht, daß man in Berlin noch an einem „Theater der Zehntausend“ baute, neue Kaffeehäuser errichtete, große Sängerkaste in den Städten veranstaltete, im Frühjahr mit Juch und Bergstod in Sonderzügen ins Gebirge reiste. Er zog sich in sich zurück. Der Grund lag nicht in ihm und nicht in den andern, sondern in der falschen oder fehlenden Führung der Geister daheim durch die, die dazu berufen gewesen wären. Es hätte von Anfang an ganz anders kriegerisch der Teufel an die Wand gemalt werden müssen, die Menschen guten Willens — und das waren fast alle — schonungslos über den Ernst der Lage aufgeklärt und aufgemuntert, den Miesmachern das Maul verboten, die paar — nachher in die Schweiz geflüchteten — Desaitisten (Wegmacher der Niederlage) eingeschperrt oder besser noch erschossen. Außerdem, wo es am Platz war, auch einmal loben und belohnen, statt des ewigen Verbietens und Strafens vom grünen Tisch, das namentlich die Bauern ganz kopfscheu machte.

Und die größte, die dauernde Brücke zwischen Heer und Heimat — von der Mobilmachung bis zum Kriegsende ohne viel Feder-

lebens und Aktenklam gestattet: die Kriegstraung. Viel junge Liebe — manchmal auch ein bißchen Leichtfinn — viel Freude in schweren Tagen — viel Leid.

Denn da kommt eines Tages ein Feldpostbrief zurück, und hinten hat eine fremde Hand darauf vermerkt „Gefallen auf dem Feld der Ehre“, und der Hauptmann schreibt aus dem Bivak einen Trostbrief, oder ein Kamerad überbringt die letzten Grüße des Toten.

Und der Anzeigenteil der Zeitungen füllt sich mit den schwarzen Trauerrahmen um das Eiserne Kreuz und die Todesnachricht, bei der oft Charge und Truppenteil weggelassen werden muß, um dem Feind keinen Anhaltspunkt zu geben. Denn Deutschland wimmelt von Spionen, meist Angehörigen neutraler Mächte.

Und die ersten langen, eng gedruckten Verlustlisten erscheinen. Frauen gehen in schwarzen Trauerschleiern. Da und dort hängen schwarze Flore zwischen dem Bunt der Siegesfahnen. Langsam legt sich der furchtbare Ernst des Kriegs über die Heimat.

Sie kennt ihn nicht. Gott sei Dank! Der Krieg ist fern. Ab und zu feindliche Flieger seine einzigen Boten, namentlich in Südwestdeutschland aus dem Wetterwinkel von Belfort heraus. Von dort streifen sie durch die Rheinebene und suchen die Luftschiffhallen in Friedrichshafen und in Vos bei Baden-Baden und die Brücke von Germersheim, und selbst in den Häusern um den Stuttgarter Zentralbahnhof wandern die Bewohner nächtens in den Keller. Der Eisenbahnnotenpunkt Frankfurt am Main, die strategischen Brücken von Mainz, Koblenz, Köln sind durch die Flak — die in die Höhe drehbaren Flugabwehrkanonen — geschützt. Nur die Zeppelinhalle in Düsseldorf hat ein englischer Flieger schon gleich zu Anfang August zerstört, auf die Spur gebracht durch unverantwortliches Rannegießern auf der Hohen Straße in Köln.

Aber das liegt alles in der Luft. Deutscher Boden ist — mit Ausnahme Mülhausens — frei. Da leuchtet es blutig im Osten auf. Ein Aufschrei aus Ostpreußen: die Kosaken kommen!

Lannenberg!

Mit Feuer und Schwert fiel der Moskowiter in Ostpreußen ein. Ein großer Teil der russischen Truppen — vereinzelt sogar der Kosaken — hielt unter der scharfen Fuchtel ihrer Offiziere gute Manneszucht. Um so greulicher wüteten — namentlich auf dem Rückzug — andere, besonders aus dem Osten und von jenseits des Ural stammende Horden.

Alle Förster wurden nach einer Verfügung des russischen VI. Armeekorps „grundsätzlich ohne weiteres erschossen“, 40 Bewohner des

Dorfes Abschwangen, 20 des Dorfes Santoppen, weil sie eine Kirchenglocke geläutet hatten, mit Pulver und Blei hingerichtet. „Zahlreich“, heißt es in amtlichen Quellen, „sind die Fälle, wo man in den angezündeten Häusern absichtlich Menschen mitverbrannt hat. Fast allgemein wurde jeder, der auf dem Fahrrad betroffen wurde, kurzerhand getötet.“

Die russische „Aufklärungsarbeit“ bestand in der Niederbrennung von etwa 17 000 Gütern und Gehöften. Dabei wurden, nach dem Altenmaterial des Preussischen Landtags, „die Bewohner ganzer Ortschaften ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, einschließlich der Greisinnen und Säuglinge, in rücksichts- und sinnloser Weise verschleppt. Viele Verschleppte, die auf der eiligen Flucht nicht weiter mitgeführt werden konnten, wurden dann einfach erschossen. Im übrigen ging das Bestreben der Russen dahin, alles zu vernichten.“ Ganze Städte, wie Gerdauen, waren nur noch ein totenstilles, rauchgeschwärztes Pompeji.

Zahlen — furchtbare Zahlen — aus den „Ostpreussischen Kriegsheften“: In den 4 Wochen des ersten Russeneinfalls wurden von den asiatischen Horden 1620 Zivilpersonen ermordet, 433 verwundet, gegen 10 000 verschleppt. Mehr als 800 000 Menschen flohen von Haus und Hof, sie flüchteten als eine Völkerwanderung, die manchmal sogar die Straßen für die Truppenbewegungen sperrte, zum Teil bis über die Weichsel. Mehr als 100 000 Familien verloren ihre ganze Habe. Denn auf allen Kornböden, Stallfirsten, Hausdächern saß der russische rote Hahn.

Und in Koblenz der Reichskanzler, in Berlin das Auswärtige Amt? Rief es nicht einen Schrei des Entsetzens durch die von „belgischen Greueln“ erfüllte Welt gehen? Klagte es nicht bei allen Neutralen dieser Erde die vertierten Nordbrenner des Zaren an? Setzte es nicht der Lüge von den deutschen Hunnen die Wahrheit von den wirklichen Hunnen entgegen?

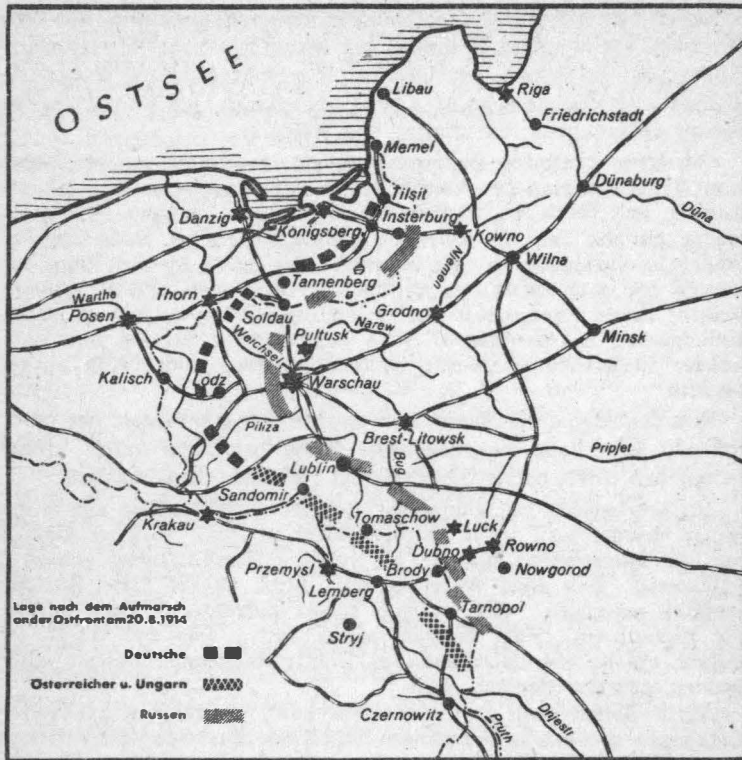
Es geschah nichts. Die Wilhelmstraße verharrte in „diplomatischer“ Weisfreterei. Selbst die Heimat erfuhr viel zuwenig von den Greueln.

Unsere Generale der 8. Armee in Ostpreußen aber, die trieb es unaufhaltsam, dem zögernden Oberkommando aus der Hand, dem Feind entgegen, bis an die flammende Ostgrenze, bis Stallupönen und Gumbinnen, um den Osten vor Flammen zu bewahren. Die Russen hatten, nur bei diesem ersten Zusammentreffen, die Erfahrungen ihres Kriegs in der Mandchurei für sich. Schwer und verlustreich die Schlacht bei G u m b i n n e n, aber der Sieg über die Njemenarmee des Zaren für den nächsten Tag in Aussicht — da blies der Oberbefehlshaber zum Rückzug.

Nur nicht, in den Kampf gegen diese russische Ostarmee verwickelt, durch die zweite russische, aus Polen vordringende Südararmee von der Weichsel abgeschnitten werden — das war die strategische Sorge des Generalobersten v. Prittviß. Seine Gedanken kamen von der Weichsel nicht los. Er glaubte das unglückliche Ostpreußen opfern zu müssen.

August—
September
1914

19.—20. Aug.
1914



„Wenn die Russen kommen, nur keine Defensive, sondern Offensive, Offensive, Offensive!“ hatte ihm v. Moltke schreiben lassen. Statt dessen sah General v. Brittwig im Geist die Russen schon in Westpreußen, auf dem Weg nach Berlin! „Wie soll ich mit der Handvoll Truppen [er hatte, allerdings noch immer in starker Minderzahl gegenüber den Russen, 200 000 Mann] die Weichsel halten?“ telephonierte er dem Chef des Generalstabs, „sie kann ja überall durchwaten werden.“

14. August
1914

Die Führung versagte . . . Es blieb keine Wahl: Generaloberst v. Brittwig, der sich inzwischen entschlossen hatte, „unter Umständen“ doch den Russen standzuhalten, mußte durch eine rücksichtslose, triegsbewährte Kraft ersetzt werden. Ludendorff wurde im Kraftwagen von der belgischen Front zu der Obersten Heeresleitung in Koblenz geholt. In einer Viertelstunde saß er im Auto, erreichte das Große Hauptquartier, meldete sich bei Moltke, der ihm „abgespannt erschien“ und die Worte seines Briefes bestätigte: „Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden“, fuhr im Sonderzug weiter, der in tiefer Nacht in Hannover hielt.

22. Aug. 1914
9 Uhr vorm.

22. Aug. 1914
6 Uhr abends

22. Aug. 1914
9 Uhr abends

28. Aug. 1914
4 Uhr morg.
22. Aug. 1914
8 Uhr nachm.
geb. in Posen
2. Okt. 1847

Dort schon harrend, in seiner riesenhaften Erscheinung, auf dem einsamen, halbdunklen Bahnhof der inzwischen drahtlich ernannte Führer der 8. Armee, der General der Infanterie im Ruhestand Paul von Benedendorff und von Hindenburg, der Retter Ostpreußens, der Retter des Reichs.

„Ich habe untätig in Hannover gesessen“, erzählt er auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz der Gattin des Generals Ludendorff, „und die Kämpfe und Siege im Westen mit Genugtuung verfolgt. Dagegen machte mir die Lage im Osten die größte Sorge, der Vormarsch der Russen beunruhigte mich aufs äußerste. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich dabei sein, wo ich dem Vaterland meine Dienste widmen könnte. Ich kam von dem Gedanken nicht los: Dabeisein, mittun, helfen. Und schneller als ich erwartet hatte gingen meine Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung. Meine Einberufung fand mich völlig unvorbereitet.“

Nun fuhr der große Mann dem großen Krieg entgegen, der durch ihn erst seine volle, ungeheuerliche Größe gewinnen sollte — dem er vor fast einem halben Jahrhundert zuerst ins Auge geschaut.

3. Juli 1866

„In der Schlacht bei Königgrätz“, schreibt v. Hindenburg aus seiner fernen Leutnantszeit im 3. Garderegiment zu Fuß, „stieß ich plötzlich auf eine österreichische Batterie, die uns eine Kartätschenlage entgegenschleuderte. Von einer Kugel gestreift, brach ich für kurze Zeit bewußtlos zusammen. Als ich mich wieder aufraffte, drangen wir in die Batterie ein. Fünf Geschütze waren unser. Das war ein stolzes Gefühl, als ich hoch aufatmend, aus leichter Kopfwunde blutend, unter meinen eroberten Kanonen stand.“

18. August 1870

„Mein Kommandeur reitet mit mir vor“, berichtet er aus seiner Jugendzeit von dem heldenmütigen Sturm der Garde auf Saint-Privat in der Schlacht bei Gravelotte. „Ein ununterbrochener Feuerorkan segt über das ganze Feld. Hinter den wie ein Hagelwetter vorstürmenden Massen bedeckt sich das Gelände mit Toten und Verwundeten, aber die brave Truppe drängt unaufhaltsam vorwärts. Es ist ein unbeschreiblich ergreifender Anblick, als sich bei sinkender Abendsonne unsere vordersten Kampflinien zum letzten Vorbrechen erheben. Der ehrene Entschluß zum Erfolg, ein heiliger Kampfesgrimm drängt nach vorwärts. Das Bollwerk des Gegners stürzt bei Einbruch der Dunkelheit. Ein ungeheurer Jubel bemächtigt sich unser.“

Dann die langen Jahrzehnte des Friedens: Hauptmann im 58. Infanterieregiment, Major im Großen Generalstab und Kriegsministerium, Kommandeur des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91, Generalstabschef des VIII. Armeekorps in Koblenz, an der Spitze der 28. Division in Karlsruhe, dann 8¼ Jahre lang Kommandierender General des IV. Armeekorps in Magdeburg.

1903—1911

3 Jahre vor dem Krieg hatte Paul v. Hindenburg seinen Abschied erbeten und sich nach Hannover zurückgezogen. Den General Ludendorff, der sein Generalstabschef werden sollte, kannte er bisher persönlich nicht. Jetzt erst begann die Zusammenarbeit,

von der er schreibt: „Ich selbst habe mein Verhältnis zu General Ludendorff oft als das einer glücklichen Ehe bezeichnet.“

Nach zwölfstündiger Fahrt erreichen die beiden Feldherren — der 67- und der 49jährige, ihr Hauptquartier Marienburg. Gleich darauf durchzuden wie elektrische Schläge die ersten Befehle die ohne Schuld durcheinandergeratene, schwer bedrohte Front.

29. August
1914, nachm

„Nicht mit einfachem Sieg“, notiert sich in diesen Schicksalsstunden Hindenburg, „sondern mit Vernichtung müssen wir Samsonow (die russische südliche Narewarmee) treffen. Denn nur dadurch bekommen wir freie Hand gegen Kennenkampf (die russische östliche Njemenarmee). Also ganzes Bündeln! Dazu muß alles heran! Wir müssen es wagen! Hoffentlich gelingt es uns, Kennenkampf zu täuschen.“

So, daß der Russischballe Kennenkampf dem eben erst aus Turkestan eingetroffenen Samsonow nicht zu Hilfe kommt! Ein Gedanke von genialer Kühnheit und hellseherischer Kenntnis der zögernden russischen Seele.

„Der Entschluß zur Schlacht“, schreibt Ludendorff, „baute sich auf der Ansicht über die Schwerefülligkeit der russischen Führung auf, er war aber doch von ungeheurer Schwere.“ Während der ganzen Schlacht „stand Kennenkampfs gewaltige Armee wie eine drohende Gewitterwolke im Nordosten. Er brauchte nur anzutreten, und wir waren geschlagen. Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden!“

Also alles, was kämpfen konnte, heran — in Eilmärschen, sogar mit der Bahn über Königsberg—Preußisch-Eylau, nach dem äußersten Süden Ostpreußens, wo vorläufig, südlich von Tannenberg, ein einziges Armeekorps, nach Ludendorffs Worten als „umbrandeter Fels“, wider die russische Narewarmee stand, mit dem Befehl, „sich in seiner Stellung bis zum letzten Mann zu halten“.

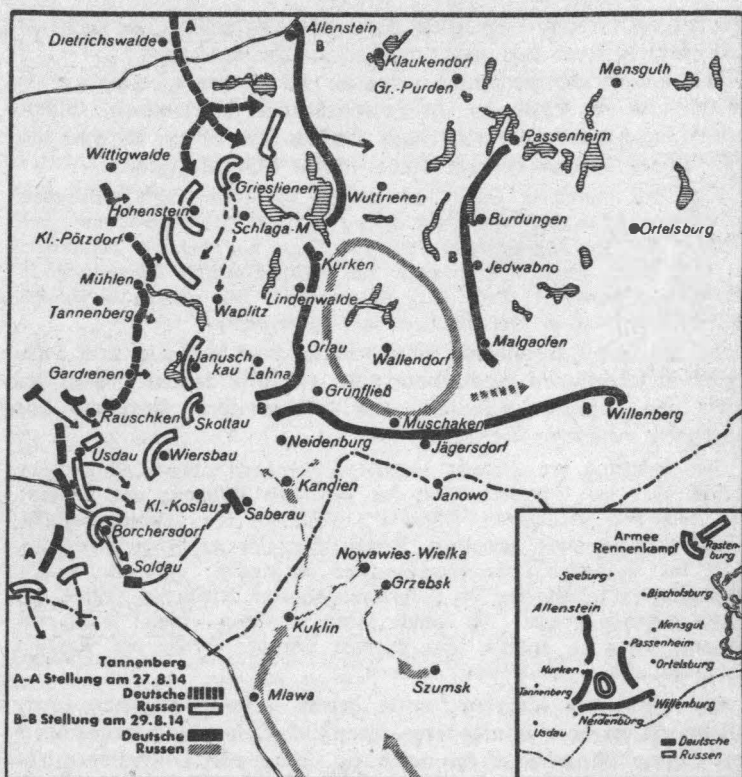
In geisterhafter Schnelligkeit, in ungeheuren Märschen, rückt es inzwischen von Nordosten, von Norden, nun schon von Westen, bald rings den Russen umklammernd, feldgrau, zur Schlacht von Tannenberg heran. Die Truppen leisteten das Unmögliche, sie marschieren 50, sie marschieren 65 Kilometer in 24 Stunden.

29.—31. Aug.
1914

Sie Gottes Zorn und Hindenburg! Den Russen war es schon bei Beginn des Kampfs nicht geheuer. Ihr Generalstabschef sprach zu dem anwesenden englischen Militärattaché von „einem bösen Abenteuer“.

Und es kam mehr als abenteuerlich. Nach 4 schweren, kistenreichen Kampftagen konnte Ludendorff der Obersten Heeresleitung telephonieren: „Die Schlacht ist gewonnen.“ Aber es wurde mehr als ein Sieg. 24 Stunden später war der feuerpeiende feldgraue Ring um die Russen geschlossen.

29. August
1914, abends



„Wie gehegtes Wild“, lautet die amtliche Darstellung, „stießen sich die Massen auch an kleinen deutschen Abteilungen ab und bogen immer wieder ostwärts aus, bis sie schließlich ohne Munition und ohne Verpflegung, führerlos und völlig erschöpft, an der Möglichkeit des Entkommens verzweifelten. Die Rarewarmee war zum größten Teil vernichtet.“

Von 200 000 Russen, die gegen 150 000 Deutsche gefochten hatten, entkam kaum ein Viertel. An die Hälfte des Heeres war gefangen. Ein Viertel gefallen. Der Rest zersprengt. 350 Geschütze genommen. Phantastisch einzelne Zahlen: einem einzigen deutschen Infanteriebataillon ergaben sich 17 000 Russen mit 10 Generalen und 30 Kanonen.

Die deutschen Verluste in der acht Tage dauernden Schlacht? Auch da die glorreiche Führung: kaum ein Zehntel derer des Feindes. Etwa 12 000 Mann an Toten und Verwundeten. Im Wald von Willenberg tönte am letzten Schlachttage ein Pistolenschuß: der Oberbefehlshaber der Russen, General Samsonow, gab sich selber den Tod.

„Nun lagen die Divisionen in den Bivaks, und das Dankeslied der Schlacht von Leuthen schallte aus ihrer Mitte“, schreibt Hindenburg.

„In Allenstein betrat ich die Kirche während des Gottesdienstes. Als der Geistliche das Schlußgebet sprach, sanken alle Anwesenden, junge Soldaten und alte Landstürmer, unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten auf die Knie. Ein würdiger Abschluß ihrer Heldentaten.“

Und ebenso Lindendorff: „In der protestantischen Kirche zu Allenstein sagten der General v. Hindenburg und ich Gott dem Allmächtigen tiefbewegt Dank. Ich konnte mich des gewaltigen Siegs nicht aus vollem Herzen freuen. Die Nervenbelastung durch Rennkampfs Armee war zu groß gewesen.“

Rennkampf hatte wirklich den Deutschen den erhofften Gefallen getan und nicht in die Schlacht bei Tannenberg eingegriffen! Er war inzwischen auf russische Art — immer langsam voran — gegen Königsberg vorgerückt, wo er die deutsche Hauptmacht wühlte. Nach dem Menetetal von Tannenberg zog er die Fühlhörner wieder ein und baute sich weiter rückwärts längs des Flüsschens Deime und der Alle von der Kurischen Nehrung bis zu den Masurischen Seen auf.

Seen — nicht Sümpfe! „Sumpf ist Trumpf!“ jubelte es damals in Deutschland. Nein: Vom Mauer- bis zum Spirdingsee dehnt sich eine Kette mächtiger klarer Wasserspiegel, von Wald umkränzt, in einem schwermütigen landschaftlichen Reiz. Durch die Landengen dieses schwierigen, den Deutschen genau bekannten Geländes krallt sich Hindenburg in sofortiger neuer Schlacht an den Masurischen Seen dem zweiten Gegner, der Rennkampfschen Njemenarmee des Ostens, in die linke Flanke.

7.—15. Sep-
tember 1914

Die beiden dem deutschen rechten Heeresflügel zu früh im Westen entnommenen Armeekorps sind inzwischen, zu spät, im Osten angekommen und verstärken dort die deutsche Front.

Nach einem irtigen Gerücht hatte Rennkampf bei Kriegsausbruch seinen deutschen Namen in einen russischen umtaufen lassen, der in der Übersetzung etwa lautete: „Der Mann, der läuft.“ Er machte seinem neuen Namen Ehre. Er konzentrierte sich, ohne ein neues Tannenberg abzuwarten, in Eile rückwärts und zog eben noch den Kopf aus der Schlinge. Aber mit 70 000 Toten und Verwundeten und 45 000 Gefangenen — bei den Deutschen unter Hindenburgs Führung im ganzen 9000 Mann! — mußte er doch die Rettung der Reste seiner Armee zahlen. In wirren Haufen wälzten sich die Trümmer Ostens und Halbastens über die Grenze und weiter über den Njemen nach Rußland zurück.

Der — zu Anfang des Krieges weit überschätzte — russische Heerführer, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, drachtete dem Zaren: „Ich bekenne offen, daß ich nicht verstanden habe, die Ausführung meiner Anordnungen durchzuführen, daher lege ich mein schuldiges Haupt Eurer Majestät zu Füßen.“

Vorläufig war das nur eine Redensart. Noch war das Maß des Kriegshegers und Menschenschlächers nicht voll.

Durch ganz Ostpreußen aber läuteten die Glocken und falteten sich die Hände und stieg es zum Himmel auf: Nun danket alle Gott! Und ungeheuer durch ganz Deutschland der moralische Eindruck des gewaltigen Siegs. Er stärkte die Hoffnung auf die Zukunft. Er lenkte das Vertrauen des deutschen Volks auf den Sieger von Tannenberg, auf Paul v. Hindenburg.

10

Alle bösen Geister

Auf den Katalaunischen Feldern tobte nach der Sage über den Leichen der Walstatt in den Lüften der Kampf der Geister. Auch der Weltkrieg war zum größten Teil ein Kampf der Geister.

Wir haben es leider versäumt, bei uns alle guten Geister aufzubieten. Um so mehr der Feind die bösen.

Die höchste sittliche Macht, die sonst die Menschheit eint — die christliche Kirche — sah hilflos auf die Völkerdämmerung. Denn sie war ja in allen Lagern. Überall auf Erden kämpften evangelische, katholische, orthodoxe Christen widereinander, mit ihnen Moslim gegen Moslim, Farbige gegen Farbige. Von allen Kathedralen, Moscheen, Synagogen, Pagoden stiegen die Gebete um Sieg zu dem Ewigen Wesen empor.

20. August 1914

Gleich zu Beginn des Weltkriegs hatte der fast 80jährige Papst Pius X. die Augen geschlossen, ehe sie Europa in Blut und Flammen sehen mußten. Sein schon im Kanonendonner gewählter Nachfolger auf dem heiligen Stuhl zwischen den kämpfenden Kolossen der Großmächte, Benedikt XV., trat ein schweres Erbe an.

8. September
1914

Für die mohammedanische Welt verkündete der Scheich ul Islam in Stambul den „Heiligen Krieg“ — die Entrollung der grünen Fahne des Propheten gegen die Bedrücker von 118 Millionen Allahgläubigen in Afrika und Asien — gegen Frankreich, Rußland, England. Aber das eigentliche geistige Haupt des Islam, der unmittlere Nachkomme Mohammeds, der Großscherif von Mekka, stand schon im Bund mit den Briten, die ihn zum Lohn zwei Jahre später zum König des Hedschas machten.

14. November
1914

Und ebenso trat das Judentum der ganzen Welt hinter die Entente. Ihm winkte nach den Worten des englischen Staatsmannes Balfour in Jerusalem eine jüdische nationale Heimstätte, die dann als der britische Mandatsstaat Palästina nach dem Kriege entstand. Was mit dem jüdischen Weltkapital versippt, was auf Erden alttestamentarisch oder zionistisch gesinnt war, vom Karaim in Mos-

tau bis zu dem Wunderrabbi in Galizien, lebte im Geist auf seiten Englands und Frankreichs. Dort in Paris, wie die Spinne im Netz, auch der Sitz der mächtigen Alliance Israélite Universelle (Jüdische Weltgemeinschaft), angeblich nur ein Wohltätigkeitsinstitut, aber von maßgebendem Einfluß auf Presse, Börse, Politik überall auf der Erde, und, ihr eng verbunden, die Freimaurerloge Großorient von Frankreich.

Das große geistige Band von Kunst und Wissenschaft in ganz Europa zerrissen. Die Gelehrten der Mittelmächte aus den Akademien der Gegner ausgestoßen. Kampf! Kampf der Hirne wie der Hände, Kampf um die Seelen der Menschen! Kampf, das eigene Volk zu stärken! Kampf, die Neutralen zu gewinnen! Kampf, die Gegner zu entmutigen! Kein Krieg ohne Vorbereitung! Keine geistige Mobilmachung ohne vorhergegangene Friedensarbeit! Was war dafür in Deutschland geschehen?

In Deutschland selbst genug durch nationale Kraft- und Mahnzentren: den Alldeutschen Verband, den Flottenverein, die Kolonialgesellschaft, den Verein für das Deutschtum im Ausland, den Allgemeinen Deutschen Schulverein, den Verein Deutscher Studenten, den Ruffshäuserbund der Kriegervereine und viele andere. Da war Leben, Wille, Erfolg. Der irgendwie seelisch erreichbare Teil Deutschlands 1914 mit Stolz und Tatkraft geladen. Für manchen unverbesserlichen deutschen Träumer kam das Aufschrecken aus Utopien allerdings erst mit dem ersten Kanonenschuß.

Aber deutsche Werbung im Ausland? Von Anfang an ein schweres, unvermeidbares Hindernis: die deutsche Druckschrift, die der Ausländer so wenig lesen kann, wie wir etwa russische Bücher oder neugriechische Zeitungen. Radio erst im Entstehen. Kino in den Kinderschuhen. Aus Deutschland heraus war nicht viel zu machen. Man hätte sich zum Seelenfang im Ausland der Auslandskräfte selbst bedienen, rechtzeitig und mit allen Mitteln dort auf Presse, Vereine, Versammlungen einwirken müssen. Deutsche Saat in fremde Seelen.

Hier war so gut wie nichts geschehen. Deutschsprachige Zeitungen von Bedeutung bestanden im feindlichen Ausland nur in Petersburg und Riga. Alles andere waren mehr oder minder Käseblättchen für die örtliche deutsche Kolonie. Unsere Auslandsvertretungen begriffen dies Problem überhaupt nicht, das sich jedem Mann der Feder bei jeder Auslandsreise aufdrängte, und dem Auswärtigen Amt selbst war es noch gleichgültiger. Freiserr Adolf v. Marschall, Botschafter in Konstantinopel und London, war einer der wenigen Missionschefs, die sich vor dem Krieg mit Verständnis der Presse bedienten. Im ersten Kriegswinter gründete dann der Reichskanzler a. D. Fürst Bernhard v. Bülow als Botschafter in dem noch neutralen Rom einige Blätter in italienischer Sprache. Aber es war zu spät.

Dabei war man in Deutschland geneigt, jedes im Ausland in deutscher Sprache erscheinende Blatt für „deutschfreundlich“ zu halten. Oft ein Irrtum. Der „Neuen Zürcher Zeitung“ etwa konnte niemand Wohlwollen für Deutschland vorwerfen.

1842—1912

1849—1929

Noch weniger manchen fremdsprachigen neutralen Blättern während des Krieges. Das schamlose Kleeblatt des Dreiverbands, die „Daily Mail“ in London, der „Matin“ in Paris, die „Nowoje Wremja“ in Petersburg, wetteiferten an Gift und Heiser. Aber in der Schweiz gaben ihnen die „Gazette de Lausanne“ und das „Journal de Genève“, in Holland der „Telegraaf“ wahrhaftig nichts nach. Ausgesprochen deutschfeindlich noch während der Neutralität Italiens und der Vereinigten Staaten der „Secolo“ in Mailand und die Pariser Ausgabe des „New York Herald“.

Allerdings — es gingen reichsdeutsche Zeitungen in das Ausland. Aber welche?

Überall sah man das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“, zwei jüdische, ganz links gerichtete und weltbürgerlich eingestellte Blätter, die dem deutschen Ansehen nur geschadet haben. Beide aber waren im Krieg von größtem Einfluß auf das Auswärtige Amt.

Der „Simplicissimus“ karikierte in frechster Weise den Kaiser und den Kronprinzen und schuf ein gehässig verzerrtes Bild von dem deutschen Offizier.

Diese Zeitschrift wurde überall draußen gelesen. Das war unsere Auslandspropaganda! Rein Gericht daheim rührte sich.

Die Westmächte hatten es leichter als wir. Die halbe Erde sprach oder radebrechte ja Englisch. England kabelaute, drahtete, funkte, schrieb, druckte, sprach, log, daß sich die Balken bogen — man war ja im Krieg! — seinen Riesenschwindel von den „fliegenden Sonnen“, den „Babywürgern“, den „gotischen Mordbrennern“ in alle vier Winde und in alle gläubigen Ohren.

Frankreich hatte vielfach in der Welt, in seinen eigenen Kolonien, auf dem Balkan, teilweise in der Türkei, in Rußland, Spanien und vor allem in ganz Südamerika die Oberschicht, in Kanada und dem Süden der Vereinigten Staaten ganze weite Sprachgebiete für sich und nutzte das aus. Denn da war schon genug an Friedensarbeit geschehen durch die Missionschulen, durch Gouvernanten in den Harems von Stambul, durch Pariser Modeschneider, durch Boulevardromane, durch den Glanz der — in Wirklichkeit höchst dreckigen — „Lichtstadt“ Paris, das Mekka des Gibson Girl wie des Großfürsten, des Brasilianers wie des Balkaniten.

Aber mehr: Seit 1888 schon bestand in Paris, unter dem Ehrenvorsitz eines Clemenceau und Poincaré, die Alliance Française zur französischen Propaganda in ganz Europa und machte jetzt die Seelen mobil! Wenige Monate nach Kriegsausbruch erschien, nach den Berechnungen des Mitgliedes des Reichsarchivs Dr. Hans Thimann, die Werbezeitschrift dieser Allianz wider Deutschland in 9 Sprachen, darunter auch der deutschen! Ein Vierteljahr später betrug die Auflage schon 200 000, davon 40 000 allein in der Schweiz. Von unserer Seite — nichts!

In England begründete das Auswärtige Amt — während man bei uns in der Wilhelmstraße schlief — ein Kriegspropagandabüro, nach seinem Wohnsitz „Wellington-Haus“ genannt, und überschüttete das sofort neu-

trale Ausland, namentlich Holland, mit einer Flut von erfundenen „deutschen Greueln“.

„Sämtliche 4000 protestantischen Geistlichen in Holland erhielten“, nach dem Reichsarchivmitglied Hans Thimann, „die britischen Propagandabroschüren. Einer von ihnen bekam an einem einzigen Tage 17 Stück.“

Zum Einschmuggeln dieser Werbeschriften errichtete die englische „Rationale Gesundheitsversicherungs-Kommission“ Propagandazentralen in Holland, Schweden, Norwegen und der Schweiz.

Schon bei Kriegsausbruch hatte sich ferner in London unter dem Ehrenvorsitz des Ministerpräsidenten Asquith ein „Zentralauschuß für vaterländische Organisation“ zur Aufmunterung der Granatendreher und Munitionsmädchen gebildet. Die Universität Oxford gab eigene „Oxford-Pamphlete“ heraus und veröffentlichte die Schmähchrift des jüdischen, aus Deutschland nach der Schweiz geflüchteten Landesverrätters Dr. Richard Grelling „J'accuse“ auf der ganzen Erde.

Dann noch ein mächtiger, von den Ministern Lloyd George und Asquith mit Regierungsgeld ausgebauter „Kriegsauschuß“. Von der verbotenen Dentschrift des ehemaligen deutschen Botschafters in London, Fürst Richnowsky, der das Reich unglaublich geschädigt hat, ohne dafür vor ein Gericht gestellt worden zu sein, ließ dieser Auschuß allein 4 Millionen Exemplare über die gesamte Welt verbreiten.

Und von unserer Seite — nichts!

Das war das geistige Giftgas des Feindes — unsichtbar — überallhin verweht. Ein „Grünkreuz“ der Seelen. Aber es gab noch einen zweiten „Krieg im Dunkeln“: die Spionage.

Zu spionieren war für alle kriegführenden Staaten verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Und diese wurde überall redlich erfüllt. Man muß dabei von Filmvorstellungen absehen. — von feindlichen Sirenen, die den verliebten Rabinettskurier heimtückisch umgaulen. Es hat natürlich auch solche Frauenzimmer gegeben, aber im allgemeinen galt für den Spion das Gesetz aller, die auf verbotenen Wegen wandeln: nicht unnötig aufzufallen.

Der Spion der Entente in Deutschland — das war meist der harmlose Neutrale: die bescheidene, kleine Westschweizer Gouvernante, die 100 deutsche Regimentsnummern sich im Kopf merkte und dann plötzlich zu der kranken Mama nach Genf mußte. Der behäbige, in Geschäften reisende Mijneer aus Amsterdam, der schläfrig auf jedem Bahnhof seine Augen umhergleiten ließ, und leider auch vielfach der deutsche „kleine Mann“ in den Schreibstuben kriegswichtiger Betriebe.

In den letzten 7 Jahren vor dem Krieg wurden vor deutschen Gerichten 80 Spionagefälle von französischer, 41 von russischer, 21 von englischer Seite abgeurteilt. Darunter leider Gottes von insgesamt 135 Zivilisten 107 Reichsdeutsche. Die — geheimgehaltene — Zahl der in dieser Zeit von den Militärgerichten bestrafte deutschen Heeresangehörigen ist darin nicht enthalten.

Die verschwiegene Verwendung dieses hochbezahlten Lumpengesindels ging in Frankreich vom 2. Büro des Generalstabs aus. Großzügig seine Agenturen in Genf, Lausanne, Zürich, Basel. Das französische

Konsulat in Malmö. Im Frieden schon die Konsulate in Bremen und Nürnberg.

Riesig die Spionageorganisation des russischen Generalstabs. Im Frieden als Kreuzspinne im Reg die „Nachrichtenabteilung“ in Warschau, die sich allein von 1907 bis 1910 nicht weniger als 120 für die Kriegführung geheime deutsche und österreichische Pläne und Schriften sicherte. Dann die in Kiew gegen Osterreich, die in Wilna gegen Deutschland.

Wasserratten vor allem natürlich die Spione Englands. Im Mastengewirr von Hamburg und Bremen als ausländische Matrosen, im Krieg auf den Werften von Wilhelmshaven und Kiel als neutrale dänische oder norwegische Arbeiter kaum zu fassen. Eine große britische Spionagezentrale in Brüssel, dann in Rotterdam.

„Von den neutralen Staaten“, schreibt der Chef der Nachrichtenabteilung (III B) im Generalstab des Feldheers, Oberstleutnant Nicolai, dessen Sachkenntnis alle diese Zahlen entstammen, „trieben nachweislich Holland und Dänemark Militärspionage gegen Deutschland! Alle duldeten stillschweigend die Betätigung des Entente-Nachrichtendienstes. Eine Unterstützung durch die Bevölkerung fand er besonders in der Westschweiz.“

Erleichtert wurde den Maulwürfen ihre Untergrabung Deutschlands durch die geradezu kindliche, vertrauenselige Arglosigkeit in allen militärischen Dingen, die in Deutschland sich gesprächsweise in Eisenbahn- und Straßenbahnwagen, auf dem Bürgersteig, im Theater, in öffentlichen Lokalen breitmachte. Es war vor dem Kriege zu wenig von den maßgebenden Stellen getan worden, um der oft unverantwortlichen deutschen Mitteilbarkeit etwas zu steuern. Meist wollte der Schwäger nur vor anderen mit seinem Wissen glänzen. Anstandsgefühl verbot den Verdacht, daß der Mitreisende, der Mann am Nebentisch des Kaffeehauses sich jedes Wort einprägte, das ihnen im Eifer des Gesprächs verkündet wurde. Viele militärische Geheimnisse sind auf diese Weise den fremden Nachrichtenabteilungen zur Kenntnis gelangt.

Anfang August 1914 befahl deshalb der Große Generalstab dem Verfasser die sofortige Veröffentlichung eines Artikels „Lernt schweigen!“ in der „Woche“. Aber es half wenig, 1918 noch war unser Vorstoß bei Reims Tagesgespräch, selbst in den Schulen, und vor Beginn dem Feind bekannt.

Die deutsche Spionage . . .

Gegen England unterhielt der deutsche Generalstab bei der allgemeinen Unterschätzung der britischen Wehrkraft im Frieden überhaupt keinen Nachrichtendienst. Gegen Rußland und Frankreich war sein Erkundungsdienst auf voller Höhe. Er erkannte richtig den Aufmarsch beider Mächte. Aber sein Geldbeutel war vor Kriegsausbruch lücherlich schmal im Vergleich zu dem millionenfach rollenden Rubel, dem goldenen Regen Frankreichs, den wie Herbstlaub stiebenden englischen Pfundnoten — völlig unzureichend dank der Spießerhaftigkeit des Reichstags, der noch 1913 den Antrag des Kriegsministeriums, ihm eine Presseabteilung anzugliedern, aus finanziellen Erwägungen abgelehnt hatte. Und dank der Kurzsichtigkeit der Behörden betrug der gesamte deutsche Geheimfonds jährlich noch nicht 500 000 Mark . . .

Auch zu Beginn des Kriegs hier noch das Versagen der Bürokratie!

„Der deutsche Abwehrdienst“, schreibt Oberstleutnant Nicolai, „sah erhebliche Schwierigkeiten. So kam es, daß er erst einsehen konnte, als der Schaden geschehen war! Erst da gelang es, die allgemeine Sorglosigkeit der verantwortlichen Behörden wachzurütteln. In Deutschland waren die militärischen Notwendigkeiten von Anfang an gegen behördliche Widerstände nicht nur durchzusetzen, sondern das Bestehende gegen Angriffe von Behörden zu verteidigen.“

Immerhin wurde jetzt kräftig durchgegriffen. In den ersten 3 Kriegsjahren wurden 273 Landes- und Kriegsverräter — darunter 189 Deutsche! — überführt, 21 von ihnen, darunter 8 Lothringer, hingerichtet. 9 Millionen Postsendungen wurden monatlich geprüft und in 1700 von ihnen Nachrichten in Geheimschrift gefunden. 1785 als deutsche Feldgräue verkleidete Spione, darunter 384 in Offiziersuniform, wurden allein in Berlin festgenommen!

Keine Ehrenmänner — und doch hatte auch dieser unterirdische Krieg seine Helden, die um der Sache willen kämpften und für ihr Vaterland starben!

So halfen uns, wo sie konnten, im Krieg die Iren, in der Hoffnung auf die Unabhängigkeit ihrer grünen Insel.

Ein irischer Edelmann verrichtete den gefährlichen Verkehr über den Kanal. Er war öfters während des Kriegs in Deutschland. Die Engländer klappten ihn ab. Sir Roger Casement ging für seine Heimat in den Tod.

Und Deutsche selber! Es gibt ein Wort: „Die da reden, wissen nicht. Und die da wissen, reden nicht!“ Aber manche Dinge darf man auch heute noch nicht, vielleicht niemals, reden. Genug! Wir hatten bei Ausbruch des Krieges 4 Meister-Spione erster Klasse drüben in England, die um der Sache willen für Deutschland wirkten. Manches, was geschah, verdanken wir ihnen. Einen unter ihnen ereilte das Geschick. Aufrecht, als deutscher Mann, fiel Oberleutnant zur See d. R. Karl Hans Lodon im Tower in London, unter Pulver und Blei der Briten.

Bei den Engländern, zur Nationalmartyrerin verklärt, Edith Cavell. Sie war Krankenpflegerin in dem von Deutschen besetzten Belgien. Sie verhalf ständig jungen dienstpflichtigen Belgiern nachts von einem Drahtverhau über das Dach eines Bauernhauses hinweg zur Flucht zu den Heeren der Entente. Sie wurde standrechtlich erschossen. Nurse Cavells Name ging, dank britischer Pressepropaganda, über die ganze Erde. Ein Nationalgedenktag die Trauerfeier um sie in St. Pauls in London, wo die englischen Herzoginnen zwischen Tausenden von Krankenschwestern knieten und der Bischof von London kriegsblinde Offiziere zum Gebet für Miss Cavells Seele geleitete.

Und wieder für Deutschland oder im Dienst Deutschlands — ganz klar ist es nicht — die malaiische Tänzerin Mata Hari („das Auge des Tages“), eigentlich aus Holland, vielleicht, nach ihrem Aussehen — sie war nicht mehr ganz jung — von javanischem Halbblut. Sie lebte während des Kriegs in Paris. Dort haben die Franzosen sie hingerichtet.

geb. 1884,
standrechtlich
erschossen
10. Mai 1916

standrechtlich
erschossen
8. Nov. 1914

1886—1915

Endlich noch ein geheimer Krieg. Nicht die Spionage armer Teufel, sondern die Bestechung hoher Amtsstellen durch den Feind. In Deutschland natürlich völlig ausgeschlossen. Es hat niemals auf der Welt ein nicht nur militärisch, sondern auch moralisch derart unvergleichlich hochstehendes Offizierkorps gegeben wie das deutsche, und dasselbe gilt von der deutschen Beamtenschaft.

Aber in Österreich wurde der k. u. k. Generalstabsoberst Redl in Prag von Berlin aus als Agent Rußlands entlarvt, der die militärischen Geheimnisse der Donaumonarchie an die Nawa weiterleitete . . .

Der ganze österreichische Aufmarschplan von 1914 war schon 1912 an die Russen verraten. Und so kommen wir zu der Katastrophe auf dem Kriegsschauplatz in Galizien.

11

Schwarze Tage um Lemberg

18. Aug. 1914 Kaiser Franz Josephs Wiegenfest lehrte wieder. Konnte sein Heer an der Save und Donau dem greisen Geburtstagskind ein schöneres Angebinde zu Füßen legen als „Stadt und Festung Belgrad“ — als womöglich ganz Serbien?

Der Radetzkymarsch trällert. Die ungarischen Panzermonitoren auf den beiden Grenzflüssen donnern. Die Habsburgermonarchie bricht in Serbien ein. Nur leider — es fehlt der Prinz Eugen, der edle Ritter. Zurück! Die Serben wild hinterdrein. Ihrerseits über Donau und Save. Nach wenigen Tagen mit blutigen Köpfen in ihr Land heim. Kriegsgeflacker hin und her. Im Spätjahr erneuter Großangriff der Österreicher. Belgrad genommen. Aber beim Weitermarsch allgemeine Unordnung in den versumpften Tälern, auf den scheußlichen Karstwegen. Keine Munition. Kein Proviant. Bunt durcheinander und gelichtet kehren die erschöpften Regimenter über die Flüsse zurück. Der Balkankrieg vergrollt.

14. Aug. 1914
10. September 1914
2. Dezember 1914
15. Dezember 1914

Balkankrieg! Beim Einmarsch finden die k. u. k. Truppen die Büsche am Weg mit Girlanden von menschlichen Eingeweiden behängt. In einer Kirche verbrennen Duzende von gefangenen Serben unter dem Geschützfeuer ihrer eigenen Landsleute. Hinter den Steinblöcken blitzen die Schiffe der Komitatshi, der räuberischen Freischärler, und bringen Truppe und Troß beim Gegner in Verwirrung.

„Wir stießen auf den Train unserer Division“, schildert als österreichischer Mitkämpfer der Prinz Ludwig Windisch-Grätz. „Der Train war vorn, und dahinter kam eine Division. Nur Überbleibsel geschlagener Formationen, vereinzelte Artillerie, zersprengte Windischgrätz-Dräger. Ich fand endlich den Stab. Dort hörte ich, daß die Division in der Nacht vorher von den Serben beinahe aufgerieben worden war. Das Unglück hatten zum Teil tschechische Truppen auf dem Gewissen, die sich dem Feind ergeben hatten. Bei diesem Stab herrschte die vollste

Anarchie. Der Divisionskommandeur behauptete, er habe den Befehl, sein Stab behauptete, er sei abgesetzt! Gegen elf Uhr nachts ritten wir, plötzlich wurden wir aus dem Hinterhalt angeschossen. Wir singen den Komitatschi und hingen ihn auf.“

Balkankrieg! Ein blutiger, aber ein nebensächlicher Kriegsschauplatz! Ein großer Teil der ursprünglich gegen Serbien bestimmten f. u. f. Truppen war schon wider die Russen abtransportiert worden.

Die Russen hatten zwei geheime, aber in Wien und Berlin nicht ganz unbekanntes Angriffspläne. Den Plan G (Germania), wenn Deutschland sich zuerst gegen Rußland wenden sollte. Sonst den Plan A (Austria): Hauptstoß gegen Österreich, nach dem sie nun an der russisch-österreichischen Grenze aufmarschierten.

Ostgalizien von Norden und Osten umklammernd zog sich 200 Kilometer weit ihr ungeheurer Angriffsbogen. Ihm gegenüber 4 Heere Habsburgs. Ihre feurige Kriegssonne alten Waffenruhms auf Schritt und Tritt von lange vorbereitetem Verrat umschattet, der keine Kriegsentscheidung, aber für Österreich Kriegserklärung bedeutete.

Selbst die Richtung, wie der Hirte die Weideweiler rechts und links trieb, ein Zeichen für versteckte Spione! Unterirdische Telephonkabel (wie übrigens auch in Elsaß-Lothringen) viele Kilometer weit von einem Hauskeller zum andern. Unter den massenhaften polnischen Juden Zwischenträger überall. Nachts Blinklichter auf sich drehenden und gestoppten Windmühlenflügeln als Morsezeichen.

An 3 Stellen des riesigen Kriegstheaters, 1 Million Menschen als Kämpfer, entbrannte Österreichs Schicksalschlacht bei Lemberg. Östlich der Stadt selbst, gegen Norden in russisch-Polen, vor Cholm und vor Lublin.

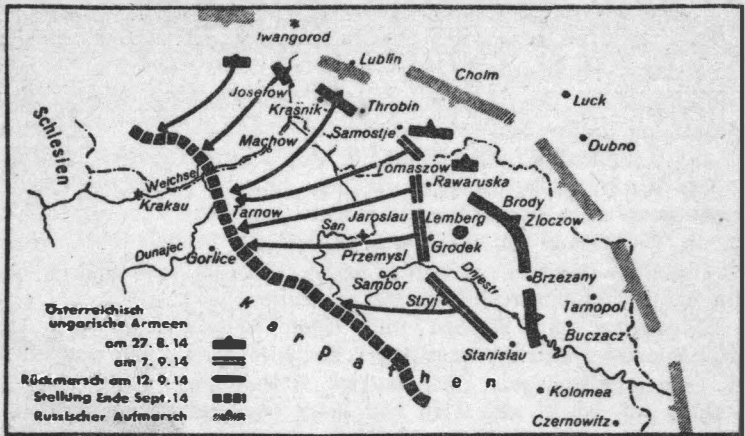
Mit der Nationalhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ greifen die Tiroler Jäger an. Schlachtbereit der Geist der f. u. f. Truppen! Die ihnen eigene Mischung von Schneid und Gemütlichkeit.

„Es kam“, erzählt ein Hauptmann, „während des heftigsten feindlichen Feuers der 57jährige Kriegsfreiwillige Korporal Hiltl zu mir, salutierte stramm und meldete: Herr Hauptmann — ich meld' gehorsamst, daß sie mir mein Gewehr zererschossen haben! Ich sagte ihm, daß dieser Verlust wieder gutzumachen sei, da man ja leicht ein anderes Gewehr bekommen könne. Darauf meldete er weiter: Herr Hauptmann: Ich meld' g'horsamst, die Kugel ist a durch d' Hand 'gangen!“

Oder dies Stilleben mitten in der Schlacht: „Bei anbrechender Dämmerung“, berichtet Rittmeister Scheff von den 6. Dragonern, „ist auf einmal das Regiment links von uns verschwunden. Der Regimentskommandant will uns auch zurücknehmen, da kommt ein Ordonnanzoffizier und meldet: Ezzellenz läßt schön grüßen! Sie müssen aber dort bleiben und die andern werden auch wieder hinkommen!“

Und gleich darauf: „Ein Rittmeister springt auf und ruft: Auf, vorwärts, Sturm! Das Regiment im wilden Rudel stürzt sich auf

28. August
bis 10. September
1914



die russische Infanterie. Rücksichtsloses Handgemenge. In einer Feuerpause marschiert das Regiment ruhig zu den Pferden. Furchtbar gelichtet kehrt das Regiment zurück!"

Mit Todesverachtung kämpfen nicht nur die Deutschen und die Ungarn, auch viele slawische Truppenteile. Das 85., aus Rumänen, Ruthenen und Slowaten zusammengesetzte Infanterieregiment verliert die Hälfte seines Bestands und geht weiter vor!

Aber die Russen waren vielfach an Gefechtschulung überlegen.

„Den vorgehenden Kompanien“, schreibt Oberstleutnant Baron Theiner-Jablonski von den 3. Kaiserjägern, „bot sich folgendes Bild: Eine starke, gut eingegrabene feindliche Schwarmlinie, kräftige feindliche Artilleriewirkung. Von der eigenen Artillerie hörte man im Vorrückungsraum nur einzelne Schüsse einer alten 10-Zentimeter-Haubitzbatterie.“

Und der — 8 Tage später gefallene — Oberst v. Brosch der 2. Kaiserjäger schreibt an seine Gattin: „Gestern stürmte das Regiment allein eine Batterie. Ich war beim Sturm dabei, der im Kartätschenfeuer geschah, mit meinen Jägern, denen ich am ersten Gefechtstag ein rechtes Beispiel geben wollte.“

Und trotzdem ging die erste — die eigentliche — Schlacht bei Lemberg schon nach 5 Tagen für die Österreicher verloren. Der befehligende General wurde noch auf dem Rückzug abgesetzt. In der Mitte des Kriegstheaters aber trieb der frühere Kriegsminister v. Auffenberg siegreich die Macht des Zaren vor sich her gen Norden. Sein Angriffsgeist hätte, nach den kühnen Fingerzeigen des Generalstabschefs Conrad von Höhendorf, vielleicht das Schlachtenglück beschworen. Aber die Unterstützung durch die Nachbarheere der über Auffenberg und neben ihm befehligenden Erzherzoge Friedrich, Joseph Ferdinand und Peter Ferdinand blieb aus.

„Man wird begreifen“, schreibt v. Auffenberg, „daß diese Verfügung [des Erzherzogs Friedrich] Überraschung, ja fast Bellemung auslöste.“ Die Manöver des Erzherzogs Joseph Ferdinand nahm er „mit sichtlichem Unmut zur Kenntnis“. Die Bewegungen des Erzherzogs Peter Ferdinand riefen bei ihm nach seinen Worten „Überraschung, doch auch hohen Unwillen hervor“.

General v. Auffenberg sagte selbst dem Verfasser, er hätte bei richtiger Hilfsstellung durch die andern Armeen die Schlacht noch retten können.

So aber: Rückzug nach 17tägigem Ringen

Rückzug? Nein. Es ist ein halber Untergang! Was in den folgenden Jahren, immer noch todesmutig, unter Habsburgs Fahnen streitet, das sind nur noch mühsam aus dem Ersatz aufgefüllte Trümmer der stolzen alten k. u. k. Hausmacht.

„Die beste Armee, die das alte Österreich in den vielen Jahrhunderten seines Bestands an den Feind gebracht hat“, urteilt das Wiener Kriegsarchiv, — und das war die von 1914 trotz aller Schwächen — brannte zur Schlacht aus.“

Und ähnlich äußert sich das deutsche Reichsarchiv: „Die Blüte des Offizierkorps und die Besten der Mannschaft deckte der Rasen. Ein großer Teil der an sich schon sehr knappen Geschüßausrüstung war verloren. Die Russen meldeten: Etwa 250 000 Österreicher gefallen oder verwundet, mehr als 100 000 gefangen, über 400 Geschüße erbeutet. Das Heer war in seinem innersten Bestande erschüttert.“

Rückzug durch ganz Galizien. Ein bitterer Entschluß für einen Strategen vom Range eines Conrad von Höhendorf.

Man müsse Herz und Verstand trennen, äußerte er sich damals zu seiner Umgebung. Das Herz spreche gegen das Zurückgehen. Der Verstand aber dafür.

Tausende von Cholera- und Ruhrkranken schleppten sich mit. Die Stimmung war fatalistisch. „Kopf hoch!“ bei einem mitleidigen, nicht in die Niederlage mitverwickelten reichsdeutschen Landwehrkorps.

Auf „wilde Gerüchte“, die sich über sein Schicksal in seiner Heimat Schlesien verbreitet hatten, meldete sein Führer, man habe trotz schwerer Verluste keine Achtung vor den Russen, die „mäßig im Angriff, leidlich in der Verteidigung“ seien.

Im letzten Westzipfel Galiziens, kurz vor Krakau, machte endlich der allgemeine Rückzug halt. Dort sammelte und erholte sich das k. u. k. Heer. Die Karpathenpässe hielt es besetzt, und dadurch von Ungarns Pußta die Nordfackel des Moskowitzers fern.

Groß der seelische Eindruck der Schlacht von Lemberg überall.

In der Donaumonarchie selbst hatte das österreichische Kriegspressquartier zuerst die Wiener Kaffeehausgeister mit kindlichen Anekdoten von dem k. u. k. Kadetten und dem tapferen Postfräulein über die Katastrophe hinweggelullt. Dann eine Verlautbarung, die mehr einem

11. September
1914 mittags

Silbernrästel glich: „Vollständiger Sieg der Armee Aussenberg, Scharen von Gefangenen, Russen im Rückzug.“ Und als Nachlag: „Lemberg noch in unserem Besitz, gleichwohl dort Lage sehr schwierig.“

Durch den Balkan aber ging ein Beben vor der Macht des Weißen Zaren, erhitzte das Selbstbewußtsein der Serben, erklärte Bulgariens Rachepläne, reizte Rumäniens Begehrlichkeit, peitschte, über die Adria hinüber, Italiens Irredenta auf.

Überall die Nationalitäten gegen das Völkergemisch

Denn Lemberg ist eine Lehre: im Zeitalter der Volksheere ist jedes Heer innerlich nur so stark wie das Volk hinter ihm selber. Stärke eines Volks aber heißt Einigkeit. In der Donaumonarchie herrschte Völkerhaß von Prag bis Cattaro. Ein Kampf aller gegen alle. Und das heißt Niederlage aller. Mit Regimentern, von denen sich das eine mit wilder Bravour schlägt, das andere mit klingendem Spiel zum Feind übergeht, kann kein Feldherr operieren. Er weiß ja nie, an welcher Stelle der Front das brüchige Material versagt.

Im Osten hatte sich der Weltkrieg wider die Mittelmächte gewendet, trotz der Ruhmesflammen von Tannenberg. Denn Ostpreußen war — nicht für den Vaterlandsfreund, sondern für den Strategen — ein Nebenkriegsschauplatz.

Der Hauptkriegsschauplatz in dem Ringen auf Erden, Europas Schicksalsstätte, war jetzt der Westen, wo sich in breiter, siegesbeschwingter Front die deutschen Heere auf die Marne zuwälzten.

12

Die Marne . . .

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Im Marschtritt von vielen Hunderttausenden von Stiefelpaaren durch weißen Straßenstaub, mit Trommelschlag und brausendem Gesang wandern seit Wochen unter sengender Hundstagssonne die pickelhaubenstarenden, feldgrauen, endlosen Heerwürmer auf allen Wegen Nordfrankreichs. Aber 80 000 Mann aus dem rechten Flügel des Westheeres fehlen! 2 Armeekorps sind nach Ostpreußen gesandt. Sie kommen dort zu spät und werden hier furchtbar an der entscheidenden Stelle in den Schicksalstagen mangeln.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Da — in der Ferne — wie eine Luftspiegelung des Kriegsziels — nur noch einen starken Tagesmarsch weit — da dämmern schon die Türme von Paris.

Paris — der stärkste Waffenplatz der Welt. Den General v. Kluck den Führer des äußersten rechten Flügels, schreckt das nicht. Er läßt Paris Paris sein. Er marschiert östlich daran vorbei, hinter

den zurückweichenden französischen Heeresmassen her. Er überschreitet die Marne. Er will zur Seine nachdrängen.

4. September
1914 abends

„Aus Paris droht Ungewitter.“ Sein Heeresnachbar, General v. Bülow, dem er eigentlich unterstellt ist, ist besorgt. Er ist es, der die 2 Armeekorps hat abgeben müssen, die jetzt bald ungenutzt tief in Deutschland, auf der Höhe von Magdeburg, rollen.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Von Paris bis Luxemburg sind es fast 300 Kilometer. In Luxemburg, 300 Kilometer hinter der Front, kriegsfern, sitzt die Oberste Heeresleitung. Sie erhält die Meldungen von draußen viel zu spät. Die Befehle, die sie gibt, sind von den Ereignissen überholt. Also läßt sie die Feldherren, namentlich Bülow, schalten und walten.

Aber jetzt teilt sie doch dessen Besorgnisse vor dem „Ungewitter aus Paris“, dem Stoß in die rechte Flanke des ganzen deutschen Heeres zwischen Paris und Verdun. Sie rafft sich auf. Sie gibt endlich einmal einen klaren, unzweideutigen Befehl, mit dem rechten Flügel nicht länger nach Süden zu verfolgen, sondern nach Westen, gegen Paris, aufzumarschieren.

5. September
7.15 morgens

Zu spät! Klud ist längst an Paris vorbei.

Über der Riesenfeste Paris aber beginnt es im Lauf dieses Tages immer unheimlicher zu wetterleuchten. Die Zeichen eines Angriffs mehren sich.

5. September
1914

Und hätten die leitenden deutschen Männer in dieser Stunde einen Blick in das Innere von Paris werfen können — sie hätten gesehen, wie französische Offiziere durch die Straßen galoppieren und alle Autodroschken anhalten und beschlagnahmen. 5 Soldaten in jeder 2000 Tazameter sausen in endloser Reihe gen Norden, aus dem Häusermeer hinaus zur Umfassung der Deutschen, sausen zurück, holen neuen Nachschub.

Rechtzeitig erkennt v. Klud die Gefahr. Hat er bis jetzt, in heißblütigem, kriegerischem Draufgängertum, etwas voreilig gehandelt, so handelt er jetzt vorbildlich. Mit einer einzigen gewaltigen Rückwärts- und Rechtschwenkung wirft er seine ganze Armee gegen Paris. Märchenhaft die Marschleistungen der Truppen! Ein Korps legt in diesen Marnetagen 120 Kilometer in 40 Stunden zurück.

6. September
1914

Die Kühne Bewegung glückt. Die französische Umfassungsarmee flutet geschlagen hinter die Nordostforts von Paris.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Die Armee Klud ist stark! Das hat sie soeben bewiesen. Nur eines: durch die Drehung um ihre Achse hat sie den Zusammenhang mit der Front der andern Heere verloren. Zwischen ihr und der Nachbararmee Bülow klappt eine an 50 Kilometer breite, nur dürftig durch Reitermassen verschleierte Lücke, durch die der Feind von Süden eindringen kann — die weltgeschichtliche Lücke an der Marne.

Klud hält die Gefahr dieser Lücke nicht für so groß. Bülow nimmt diese Gefahr sehr ernst. Die Meinungen der beiden Strategen über die schlagentscheidende Bedeutung der Lücke gehen immer weiter auseinander.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Fern nach Osten fahren die beiden Bülow weggenommenen Armeekorps, die die Lücke ausgefüllt hätten.

Immerhin: noch handelt es sich wohl nur um eine Teilschlacht auf dem rechten Heeresflügel, wie manche bisher. Da sendet die Armee der Mitte einen aufgefundenen Armeebefehl des französischen Generalissimus Joffre!

6. September
1914

Und dieser Armeebefehl spricht zu den französischen Soldaten von „einer Schlacht, von der das Bestehen des Vaterlandes abhängt! Lieber auf dem Platze sterben als zurückgehen!“

Es ist kein Zweifel mehr: die ganze Streitmacht Frankreichs hat sich zur Entscheidungsschlacht gestellt!

Eine der größten Schlachten, die je auf Erden war! Eine Million Männer streitet, Tausende von Geschützen brüllen auf der feuerspeienden Linie, die an 250 Kilometer weit von Paris bis südlich Verdun den Boden Frankreichs bebend macht. Die Weltgeschichte hängt am rechten deutschen Flügel. Dort klappt die Lücke, in die sich jetzt der Engländer vorsichtig hineintastet

Jetzt nur um Gottes willen einheitlich handeln! Allen Kampfwillen der Feldherren zu einem einzigen Donnerkeil zusammenballen! Dazu schuf die Vorsehung die Oberste Heeresleitung.

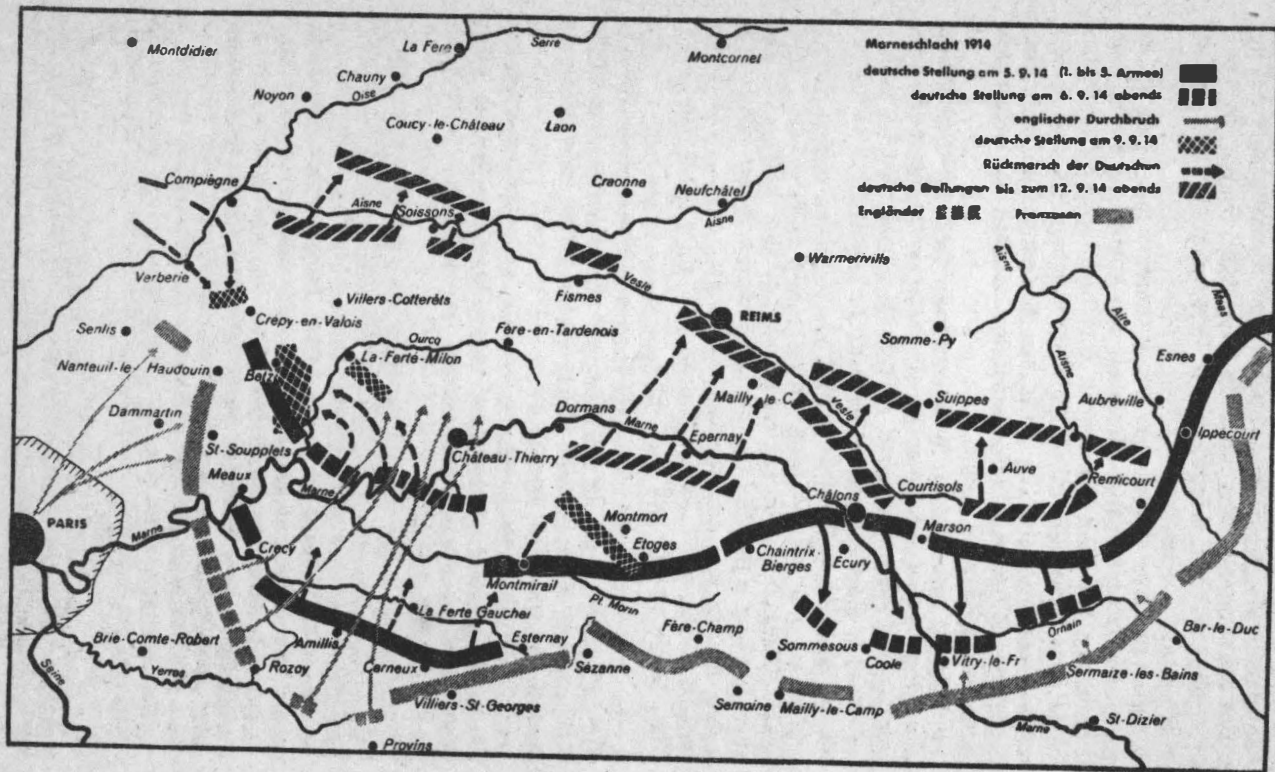
Sagen da nicht feldgraue Kraftwagen mit den schwarzweißrot umränderten Wimpelwürfeln der Obersten Heeresleitung längs der Fronten? Ist nicht der Generalstabschef dort eingetroffen? Sieht er nicht mit eigenen Augen die ungeheure Schlacht? Gibt er nicht, hingerissen von der nie erhörten Größe seiner Aufgabe, in gläubigem Vertrauen auf das herrlichste Heer aller Völker und Zeiten, kraft seines Amtes die entscheidenden Befehle, die zum Sieg führen werden? Denn es geht ja vorwärts — es geht vorwärts!

General v. Moltke bleibt, 300 Kilometer hinter der Front, in der Mädchenschule von Luxemburg.

Schon zu Beginn der Schlacht war an der Front der sächsische Oberstleutnant Richard Hentsch vom Stab der Obersten Heeresleitung zwecks Berichterstattung erschienen.

1869—1918
6. September
1914
8. September
11 Uhr vorm.

Jetzt schickt ihn General v. Moltke zum zweitenmal auf den Kampfplatz — als seinen Vertrauensmann — als seinen Beauftragten, seinen Vertreter — man weiß es nicht recht. Denn während sonst im Heer jeder Kommissar und Brotlaib schriftlich angefordert wird, war der Auftrag des Oberstleutnants Hentsch nur mündlich gefaßt!



Eine desto größere, ja die ausschließliche Verantwortung trifft die Oberste Heeresleitung. Der Oberstleutnant Hentsch war nur der Exponent einer unzulänglichen Heeresführung, der es an Selbstvertrauen und Entschlußkraft mangelte, seine Entsendung ein weit schwererer Fehler als ihre Durchführung. Denn es ist dem Oberstleutnant Hentsch wiederholt von berufenster Stelle, auch in einem von ihm selbst beantragten Verfahren, bescheinigt worden, daß er seine Befugnisse nicht überschritten habe.

Den Nachmittag hindurch fährt der Generalstäbler von Osten her die Front der einzelnen kämpfenden Armeen ab. Spät erst erreicht er den rechten Flügel.

Er meldet dem General v. Bülow, die Lage bei der Armee v. Kluck sei noch viel ernster, als man glaube. Er gebraucht zum erstenmal das Wort „Rückzug“. Er habe Vollmacht, dies im Namen der Obersten Heeresleitung nötigenfalls zu befehlen!

Am nächsten Morgen fährt er nach dem äußersten rechten Flügel, zum General v. Kluck. Nach 5½ Stunden trifft er ein. Dort meldet er, General v. Bülow sei bereits auf dem Rückzug — was noch nicht der Fall war — und dieser Entschluß sei „dem alten Bülow sehr sauer geworden“, aber seine Armee sei nur noch eine „Schlacke“, und nun müsse auch General v. Kluck schleunigst zurück.

Der Feldherr und sein Stab wollten davon nichts wissen. „In kurzen, bestimmten Worten befahl [nach dem Reichsarchiv] Oberstleutnant Hentsch nunmehr den Rückzug.“ Schweren Herzens mußte Generaloberst v. Kluck dem Befehl Folge leisten, das Ziel zum Greifen nahe vor sich sehend.

Nun erst gibt auch General v. Bülow, schutzlos in der rechten Flanke, den Befehl zum Rückzug. Gleich darauf treffen die ersten Siegesmeldungen seiner Truppen ein, die entsetzt die „unheilvolle Weisung“ aufnehmen.

„Überall das Gefühl des vollsten Siegs“, schreibt General v. Kluck, „Stimmung glänzend. Da sprengte ein Ordonnanzoffizier heran, sprang vom Pferde und kam bleich wie der Tod auf mich los. Als ich frag, was ihm fehle, flüsterte er mir ins Ohr: ‚Es soll alles sofort zurückgehen!‘ Ich sah ihn an und sagte bloß: ‚Ist man verrückt geworden?‘ — so ungeheuerlich war die Nachricht.“

„Der Feind war in wilder Flucht“, berichtet Oberst Graf Findenstein, „kein Franzose weit und breit mehr zu sehen. Desto unverständlicher für uns dieser Befehl, der uns wie ein Keulenschlag traf.“

„Die Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag“, sagt Oberstleutnant Schmidt. „Ich habe viele Mannschaften weinen sehen, die Tränen liefen ihnen über das Gesicht.“

„Überall“, schreibt Major Wille, „stieß man auf dasselbe verständnislose Achselzucken, das traurige Kopfschütteln. Schließlich hüllt sich alles in dumpfes, von bangen Ahnungen erfülltes Schweigen.“

8. Sep-
tember 1914
7.45 abend⁸

9. Sep-
tember 1914
7 Uhr früh

9. Sep-
tember 1914
12.30 nach-
mittag⁸

9. Sep-
tember 1914
mittag⁸

„Man sah“, meldet endlich Prinz Eitel Friedrich von Preußen, „die Franzosen in lichten Wellen zurückfluten, das ganze Feld wimmelte von ihnen. Zwischendurch jagen einzelne Reiter. Geschütze galoppieren. Ein malerisches Schlachtenbild alter Art. Begeistert standen die Grenadiere auf und sahen hier den Erfolg des viertägigen schweren Ringens heranwachsen.“

Und nun der Rückzug. 40 000 Gefangene und 200 Geschütze blieben in der Hand des Feindes. Ein kaum nennenswerter Rückzug. Nach wenigen Tagesmärschen setzten sich die deutschen Heere schon wieder hinter der Aisne und hielten stand.

So sahen es zunächst auch die Feinde. Der Siegesjubiläum war bei ihnen anfangs gar nicht so groß. Eher frohe Verblüffung. Erst allmählich gestaltete sich, unter britischer Weltpropaganda, bei ihnen das Schlagwort vom „Wunder an der Marne“. „Das Wort ‚Sieg‘ wagte niemand auszusprechen“, schreibt der Franzose Barais Daltour, „und es wurde erst Monate später für die Schlacht an der Marne erfunden.“

Also nur eine verlorene Schlacht — die einzige, durch den Fehler der Heeresführung, von Deutschland im Weltkrieg verlorene Schlacht. Das war auch Napoleon und Friedrich dem Großen passiert. Das konnte vorkommen. So mit Recht die rein militärische Auffassung.

„Wir waren alle der Meinung“, äußert sich Prinz August Wilhelm von Preußen, „daß es sich nur um eine kurze Rückzugsbewegung handele. Niemand von uns war sich wohl bewußt, daß dieser Entschluß von feldzugentscheidender Bedeutung werden würde.“

Denn die Marneschlacht war mehr als eine andere Schlacht. Sie war das Ende des Schlieffenplans, die Franzosen zu erledigen, ehe die Russen kamen! Sie eröffnete jetzt einen Krieg von ganz unbestimmbarer Dauer. Sie war ein schwerer seelischer Rückschlag gegen die Siegesstimmung der Heere und der Heimat, die vom Westen gläubig wähnte: „Da war, kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen . . .“

Den Heeren konnte man die gigantische Schlappe — denn mehr war die Schlacht an der Marne, soldatisch gesehen, nicht — ja nicht vertuschen. Um so mehr, in völlig unverständlicher Geheimnisträumerei, der Heimat.

Ein Musterbeispiel, wie man die Geister eines Volkes nicht führen soll: Vom 4. September ab verstummte fast für eine Woche der tägliche Kriegsbericht, der das Publikum an stürmische Vormärsche, genommene Festungen, gefangene Feinde, gewonnene Schlachten gewöhnt hatte, auf einmal völlig. Das erzeugte allgemeine Angst und Unruhe und sinnlose Gerüchte. Dann am 10. September eine Meldung des Großen Hauptquartiers, aus der nicht nur kein Militär, sondern überhaupt kein Mensch klug werden kann:

„Die östlich Paris vorgedrungenen Heeresteile sind von überlegenen Kräften angegriffen worden. Als der Anmarsch neuer feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Als

Siegesbeute sind bisher fünfzig Geschütze und einige tausend Gefangene gemeldet."

Dann, am 12. September, noch einmal kurz und bündig: „Die vom Feind mit allen Mitteln verbreiteten, für uns ungünstigen Nachrichten sind falsch!"

Dabei blieb's. Jahre hindurch hat die deutsche Öffentlichkeit nicht erfahren, was eigentlich an der Marne passiert war und was jeder Schusterjunge im Ausland wußte. Man mußte schon sehr gute Beziehungen zu dem Stellvertretenden Großen Generalstab haben, um Einsicht in ein Kroti der Schlacht nehmen zu dürfen.

Was war eigentlich an der Marne vorgegangen?

Das Versagen der Obersten Heeresleitung hat die größte Schlacht des Weltkriegs, eigentlich schon den Weltkrieg selber, für Deutschland verloren — nicht, als ihr Sündenbock, der einzelne Oberstleutnant **Hent sch**.

Oberstleutnant Hentsch, in mittleren Jahren, war äußerlich der Typ des straffen, schnurrbärtigen Generalstäblers. „Seine Zuverlässigkeit war“, nach den Worten seines damaligen Vorgesetzten, General v. Kuhl, „in jeder Beziehung erprobt.“ Nach Oberst v. Zoellner wirkte die Art seines stets meisterhaft knappen und klaren Vortrags in hohem Grade suggestiv. Oberstleutnant Hentsch starb noch vor Kriegsende, in einer Dienststellung in Rumänien, wo er sich bei dem Donauübergang auszeichnete.

War er an der Front mehr ein Sprecher oder ein Sprachrohr? Das des Kriegsherrn gewiß nicht! Kaiser Wilhelm II. bewies in diesen Tagen viel mehr klare Einsicht in die Notwendigkeiten der Kriegslage als sein unzulänglicher Generalstabschef!

Der Kaiser drängte nach einer Vorverlegung des Großen Hauptquartiers hinter den rechten Flügel der Front, was nach den Worten des Generalstabsobersten Tappen, „mehrfach erwogen, infolge technischer Schwierigkeiten und wohl auch infolge einer gewissen Schwerefälligkeit nicht zur Durchführung gekommen ist“.

Der Kaiser tat selbst das, was Wolke hätte tun sollen: er fuhr selber zur Mittelfront der Armee. Dort befehligte der sächsische Generaloberst v. **Hause n**. Schwerkrank. Er hatte sich in einem als Lazarett von den Franzosen benutzt gewesenen belgischen Schloß den Typhus geholt und war wenige Tage darauf genötigt, die Armee zu verlassen. Er sandte dem Kriegsherrn durch einen Generalstabsoffizier eine der tatsächlichen Lage entsprechende Meldung entgegen, wonach es „nicht ratsam erscheine, den Aufenthalt des Kaisers in Châlons-sur-Marne ins Auge zu fassen“. Der Kaiser kehrte darauf nach Luxemburg zurück.

Dort erteilte er, nach den Erinnerungen der Generale v. **Plessen** und v. **Lynder**, dem Generalstabschef den klaren und bestimmten Befehl: „Angreifen, solange es geht! Unter keinen Umständen einen Schritt zurück!"

7. September
1914 früh

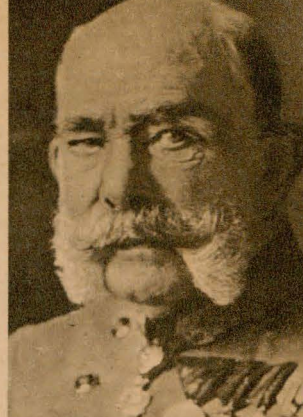
7. September
1914 abends



Erzherzog Franz Ferdinand



Kaiser Wilhelm II.



Kaiser Franz Josef



Kaiser Karl



Kaiserin Zita



Zar Nikolaus II.





König Georg V.



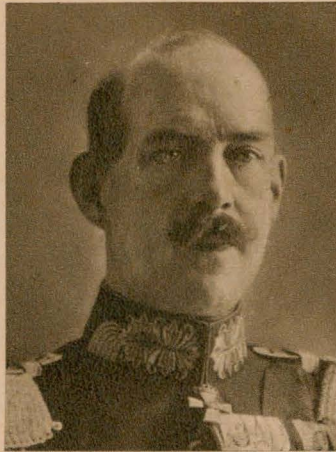
Wilson



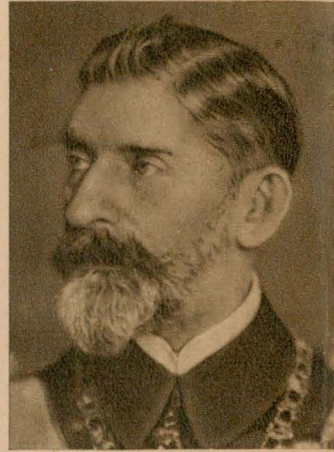
Poincaré



König Albert von Belgien



König Konstantin
von Griechenland



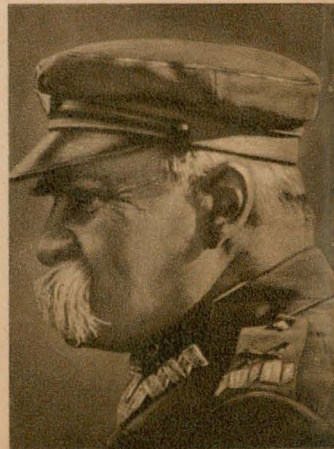
König Ferdinand
von Rumänien



Hitler



Mussolini



Mussolini

Noch zwei Tage später widersetzte sich der Kaiser, nach einer Mitteilung des Generalquartiermeisters v. Stein, auf das heftigste dem Moltkeschen Rückzugsgedanken!

9. September
1914

Moltke Es ist erschüttend, seine Briefe aus dieser Zeit an seine Gattin zu lesen:

„Ich kann es schwer sagen, mit welcher namenlosen Schwere die Last der Verantwortung der letzten Tage auf mir gelastet hat und noch lastet. Die ganze Welt hat sich gegen uns verschworen, es sieht so aus, als ob es die Aufgabe aller übrigen Nationen wäre, Deutschland endgültig zu vernichten. Deutschland hat keinen Freund in der Welt. Das Ausbleiben von Nachrichten von den weit entfernten Armeen geht fast über menschliche Kraft.“

Diese „weit entfernten Armeen“ hätte der Chef des Generalstabs jederzeit mit dem Kraftwagen in 4 bis 5 Stunden erreichen können! Jetzt, wo es zu spät ist, fährt er an die Front! Er besucht alle Armeen! Nur den Brennpunkt, Klucks rechten Flügel, läßt er kennzeichnenderweise aus!

11. September
1914 morgens

„Es geht schlecht“, hat er sich schon vorher aufgezeichnet. „Wir müssen ersticken in dem Kampf gegen Ost und West.“

So verläßt er die Front und ihre schicksalsschwere Lücke — nicht nur eine räumliche Lücke zwischen den Heeren Kluck und Bülow, sondern auch eine seelische Lücke zwischen den beiden Feldherrn selbst, die nicht die harte Faust einer höchsten Befehlsstelle schließt.

„Anweisungen der Obersten Heeresleitung“, schreibt General v. Kluck, „kamen erst nach Eintritt wichtigster Ereignisse. Durch nichtaufgeklärte mißliche Umstände war die Zügelführung der Obersten Heeresleitung gelockert. Unterstellungen von Armeen unter den Oberbefehlshaber einer benachbarten [d. h. Klucks unter Bülow], werden selten Krisen mindern oder beheben.“

Und kurz und fatalistisch äußert sich Generaloberst v. Bülow: „Auf einen Eingriff der Obersten Heeresleitung rechnete ich nicht mehr.“

Nachts, bei strömendem Regen, trifft Moltke wieder in Luxemburg ein. Ein schwerkranker Mann. Oberst Tappen verzeichnet bei ihm „völliges Erschlaffen“. Der Chef des Militärtabinetts v. Lynder: „Moltke ganz herunter.“

12. September
1914 8 Uhr
morgens

2 Tage darauf haben alle Beteiligten, nach dem Vortrag Moltkes beim Kaiser, den Eindruck, daß der vornehme, pflichttreue Mann, der ja nur das Beste wollte, am Ende seiner Kräfte sei.

14. Sep-
tember 1914

„Nachmittags“, schreibt Moltke, „erschien der General v. Lynder bei mir und sagte mir, der Kaiser ließe mir sagen, er habe den Eindruck, daß ich zu krank sei, um die Operationen noch weiter leiten zu können. General v. Falkenhayn solle die Operationen übernehmen.“

Vor der Welt wurde dieser Wechsel gerade jetzt, während des Rückzuges, zunächst verheimlicht. General v. Moltke blieb im Hauptquartier und scheinbar an der Spitze der Heeresleitung.

„Ich habe dies Martyrium auf mich genommen“, schreibt er, „und die weiteren Operationen mit meinem Namen gedeckt, des Landes wegen.“

18. Juni 1916

Erst 6 Wochen später kehrte Generaloberst v. Moltke nach Deutschland zurück und starb als Chef des Stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin.

14. Sept. 1914
abends
1881—1922

In Wirklichkeit führte schon seit Beendigung des Rückzugs von der Marne der neue Mann, General v. Falkenhayn, die Geschäfte.

Erich v. Falkenhayn, zugleich seit dem Vorjahr preussischer Kriegsminister. Eine ritterliche Erscheinung. Erst Anfang der Fünfzig. Aus der Schule des Großen Generalstabs hervorgegangen. Das Höchste an Feldherrnbegeabung trauten ihm weite Kreise nicht zu. Aber jeder sah in ihm das Gebot der Stunde: Spannkraft! Tatkraft! Bille! Leben!

Halt! Front! Hinter der Aisne steht schon wieder das ganze deutsche Flügelheer. Von der Marne bis zur Aisne sind es 70 Kilometer. Länger als 2 Tage hat die ganze rückwärtige Sammlung zur Schließung der Lücke zwischen Kluck und Bülow nicht gebauert. Auch jetzt zieht sie sich auf dem Rückmarsch nur langsam zusammen. Der Feind drängt immer noch in sie nach. Er überschreitet, in den Kämpfen an der Aisne, den Fluß. Aber von den Nordhöhen des im ganzen Krieg mit Blut getränkten „Damenwegs“ kann er die Deutschen nicht vertreiben. Er erobert Reims. Aber bis hierher und nicht weiter!

12.—14. September 1914

Der Franzose und der Engländer sind selbst völlig am Ende ihrer Kräfte. Gewehr in Ruh! Langsam vergrößt im Abenddämmern der unentschiedene Feldzug an der Marne. Die beiden Seere liegen sich in breiten Fronten, Auge in Auge, gegenüber.

Sie liegen. Sie marschieren nicht mehr

In ihrer vollen Tragweite noch allen unbewußt beginnt die große Wandlung des Völkerringens: der Spaten erscheint. Stacheldrahtrollen werden herangeschafft. Bretter. Pfähle. Sandsäcke. Telephondrähte. Später Kanonenöfchen, kleine Fenster, Tische, Stühle.

Nicht mehr die Toten nur kommen unter die Erde, sondern auch die Lebenden. Millionenfach werden die Männer Europas zu Maulwürfen. Zu Nachtgeschöpfen, die nur bei Dunkelheit sich frei bewegen. Bei Tag spinnen sich nur unendliche dünne Pfahlreihen, wie ein Weinberg im Winter, durch zackiges Drahtgespinnst verstrickt, weit über Täler und Hügel, weit durch das völlig leere Land, in dem das Auge kein menschliches Wesen sieht, und das Ohr nur das dumpfe „Bumm!“, das scharfe „Pong!“ vernimmt.

Seit der Schlacht an der Marne wandelt sich im Westen die bewaffnete Völkerwanderung in den Schützengrabenkrieg.

Die Fronten stehen. Sie beginnen zu erstarren. Die allmähliche Verkalkung verknöchert sich für die deutsche Gesamtlinie vom linken

Flügel aus. Dort, längs der deutsch-französischen Grenze, ist man in diesen blutigen Wochen ohnedies nicht recht vorwärtsgekommen. Die Franzosen haben ein paar ihrer Sperrforts hergeben müssen! Aber ihr Panzergürtel zwischen Belfort und Verdun blüht und donnert wie je.

In diesen Kämpfen fand bei Loivre vor Reims der Dichter Hermann Löns, dessen Engelland-Lied der kommenden Generation Ausdruck des unerschütterlichen Siegeswillens gegen britische Herrschaftsgelüste werden sollte, den Heldentod.

21. September
1914

Nun schleicht der „Erdgeist“ weiter, zu dem beweglichen deutschen Heeresflügel in Frankreich, und drückt dem Feldgrauen den Spaten in die Hand. Und ebenso buddeln drüben die Rothosen und die „Gentlemen in Khaki“ und die schwarzen Franzosen. Zwei Drahtverhaufrenten wachsen aus der Erde. Zwischen ihnen das schmale furchtbare „dritte Land“ oder „Niemandland“, wie es die Briten nennen.

Immer noch zieht sich das Schlachtengeflacker in erbitterten Kämpfen und Durchbruchversuchen die Front entlang nordwärts. Immer wieder probieren es die beiden Heere, in einem Wettlauf nach dem Meere sich die Flanke abzurufen. Deutscher Durchbruchversuch bei Roye. Deutscher Umfassungsversuch in der Schlacht bei Arras. Umsonst!

30. September
bis 9. Oktober
1914

2.—10. Oktober
1914

Aber da oben in Westflandern, an der Wasserkante, auf die der Schlieffenplan in erster Linie abzielte, da ist noch Raum. Da ist es noch möglich, eher als die Franzosen aufzumarschieren und durch einen Todesstoß in ihre linke Flanke doch noch die Kriegsentscheidung in Frankreich zu erzwingen. Auf, wider Ypern!

13

Der Tod von Ypern

Seltsamer „Krieg im Frieden“ in dem von dem deutschen Generalgouvernement verwalteten Belgien.

Ständiger, stiller, ehrerbietiger Krieg mit dem Kirchenfürsten des Landes, dem fanatischen Kardinal Mercier. Ständiger Krieg gegen den widerspenstigen Brüsseler Bürgermeister Nag. Ständiger Krieg gegen zahllose, namentlich holländische, Spione und Agenten der geflüchteten belgischen Regierung, die jetzt noch in Brüssel ein Amtsblatt herausgibt. Dieser „Moniteur“ ist natürlich verboten. Aber wenn man in Zivil geht, kann man ihn in jeder leeren Seitenstraße für fünf Frank kaufen.

1851—1906

Scharen deutscher Geheimräte, für belgisches Kriegsgeld, Kriegsrequisitionen, Kriegsbahnen, Kriegsjustiz. Ein paar von ihnen befürchten jeden Abend eine Bartholomäusnacht . . .

Auf den immer noch lärmenden Straßen die „Garde Civique“, die belgische Bürgerwehr, mit Armbinden. Bärtige bayerische Landstürmer, englische, durchsichtige Glasmäntel über den himmelblauen Friedensuniformen von Anno Lobak, Frauenschals um den Hals zu den vorfinstertlichen Tschatos. Viel Etappe: Chauffeurs, Schreibfeldwebel, Ordonnanzen. Wenig Feldgrau, die den Justizpalast, den Sitz des Generalgouverneurs, und das für die Deutschen beschlagnahmte Palasthotel und Astoria bewachen.

Und jeden Abend sieht man die belgischen Damen mit Seidenpapierhüllen in der Hand draußen auf den Boulevards des Nordens stehen. Sie haben Blumen in der Hand, bereit, die von Antwerpen anrückenden belgischen Truppen zu begrüßen, und ein deutsches Witzwort sagt: „Belagern wir eigentlich Antwerpen oder belagert Antwerpen uns?“

Denn in diesem riesigen, von schwachen deutschen Truppen überwachten Besspennef kribbelt das ganze dahin geflüchtete belgische Heer. Es darf nicht im Hinterland der kommenden Entscheidungsschlacht bei Ypern auschwärmen. Befehl: Nehmt Antwerpen!

1850—1921

27. September
1914

Eindringlich verkünden es die schweren Geschütze General v. Beselers denen drinnen: Jetzt geht's los! Unter dem Gebrüll der Ungeheuer stürzen die Forts wie Kartenhäuser. Umsonst kommt Churchill selber, der englische Flottenminister, angeflogen. Umsonst wirft er viele Tausende seiner Kerntuppen, seine Marineinfanterie, in die zweitgrößte Festung der Erde. Nach 12 Tagen flutet alles, was Waffen trägt, aus ihren zerschmetterten Betontuppeln und längs des Meers nach Westen zu den Verbündeten.

Der letzte Vorkriegs-Beobachter berechnet die Belagerungszeit Antwerpens bis zum Fall auf zwei Jahre . . .

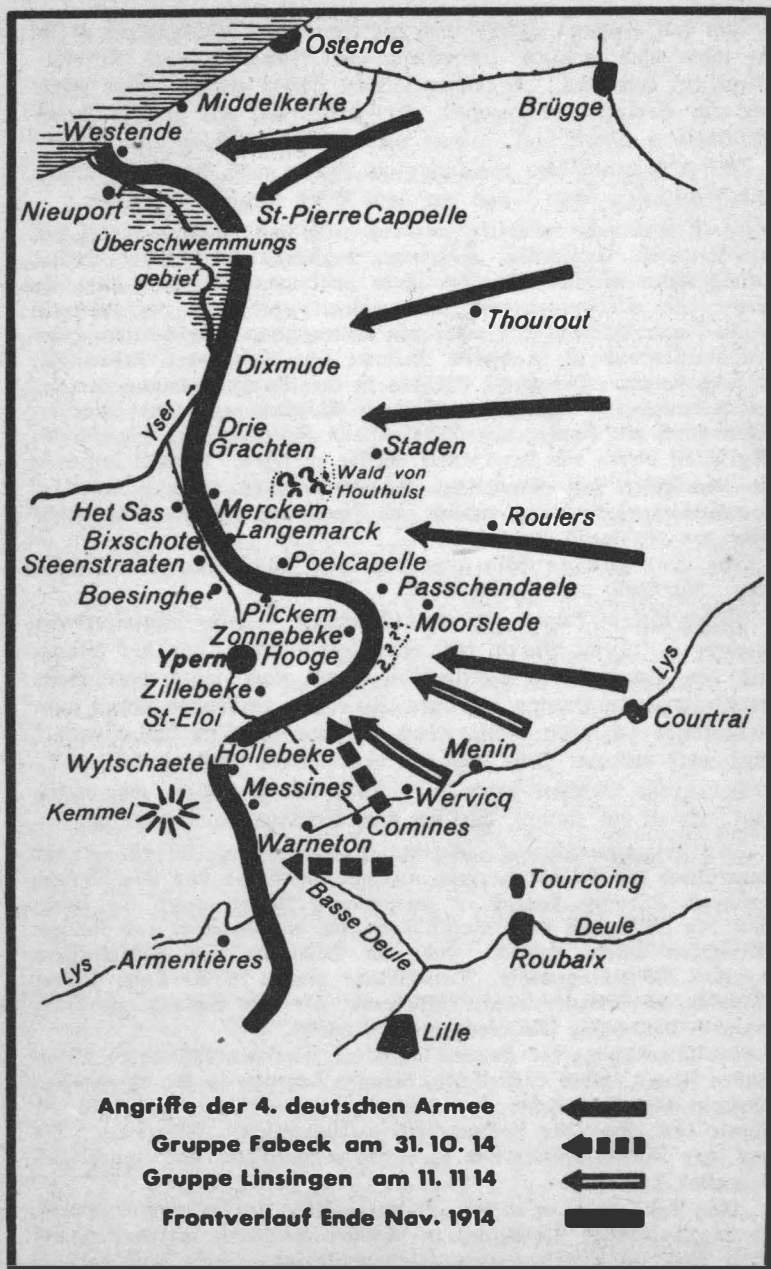
9. Oktober 1914

Weiße Flaggen! Antwerpen in märchenhaft kurzer Zeit unser! Wichtiger noch als seine 1300 Geschütze die ungeheuren Vorräte des Welthafens an Getreide, Rautschut, Benzin, Flachs, Kupfer, Wolle für die deutsche Kriegswirtschaft.

Kein Kanonenblitz kann mehr von hinten in die Feuertaufe der jungen Feldgrauen vor Ypern zuden.

„Steuerzahler — haltet die Hand auf dem Geldbeutel!“ schrien im Frieden unentwegte Volksvertreter. Hunderttausende junger Männer blieben ungedient. Jetzt rächt sich die Sparsamkeit. In Hast, in zwei Monaten, so gut es geht, ausgebildet, bewaffnet, bekleidet strömen sie ins Tal der Schlacht, fast ohne aktive Offiziere, nur ein paar Fähnlein Reservetavallerie, die Feldartillerie noch unfertig — im ganzen eher eine riesige improvisierte Miliz, aber ebenbürtig den alten Kerntuppen an flammender Begeisterung, an jubelndem Todesmut.

Das ist der deutsche Heilige Frühling, der zwischen Ypern und dem Meer dahinsinkt! An diesen 100 Kilometern Front in dem äußersten Zipfel Westflanderns hängt das Schicksal der Schlacht, des Feldzugs in Frankreich, des Weltkriegs.



Von den 6 neuen Armeekorps hat General v. Falkenhayn 4 für die letzte noch mögliche Umfassung der Franzosen vom Nordsee-Strand her bestimmt. Sie haben, seinem Befehl gemäß, „ohne Rücksicht auf Verluste“ vorzugehen. Er ist bestrebt, wie er dem Generalstabler v. Metz sagt, „einen vernichtenden Schlag zu führen“.

Weltgeschichtlich dies Gelände um Ypern, von dem Engländer und Franzosen schon lange vor dem Krieg sorgsam erkundet.

„Es ist sehr dicht besiedelt“, wird es geschildert, „und mit größeren und kleineren Ortschaften, einzelnen Gehöften, Waldstüden, Hecken, Baumgruppen übersät. Nördlich ist es vollkommen Tiefland, liegt als Polder zum Teil unter dem Meerespiegel und wird von zahllosen Kanälen und Gräben mit sumpfigem Untergrund durchschnitten. Der Grundwasserstand ist in diesem Gelände sehr hoch, jeder Regen läßt ihn noch steigen. Das ganze Gelände ist der Überschwemmung von der See her ausgesetzt. Entwässerung sowie Abschluß gegen das Meer erfolgen durch ein System von Kanälen und Schleusen, das zugleich die Möglichkeit bietet, das Land unter Wasser zu legen. Südlich beginnen die Ausläufer der flandrischen Hügelkette. Das Hügelgelände im Kampfgebiet nördlich und südlich von Ypern hat eine durchschnittliche Höhe von 40 bis 75 Meter.“

Erbz ihrer geringen Höhe gewannen diese Hügelketten große Bedeutung. Ihr Besitz hatte hohen Wert.

Hinter diesem Bogen von Geländewellen — vom Angreifer aus gesehen — träumt Ypern, jetzt ein Kleinstädtchen, von der Glanzzeit des flandrischen Welthandels, den noch seine berühmten mittelalterlichen Bauten bezeugen. Zu einem Leidenden pflegt man hierzulande zu sagen: „Sie sehen aus wie der Tod von Ypern!“ Gott weiß warum. Jetzt zeigt sich des Wortes blutiger Sinn.

Der große Morgen bricht an. Beide Teile wissen, worum es geht. Es ist ein Kampf, wie ihn der Weltkrieg noch nicht sah.

„Die Kriegsfreiwilligen“, schreibt, in seiner Einzelbarstellung, der Generalstab des Feldheers, „jung und alt, die Augen von Begeisterung sprühend, stürmten singend in geschlossenen Reihen gegen die feuerspeienden Stellungen an, drangen vorwärts mit Bajonett und Kolben. Barrikaden waren errichtet, und aus Dachluken und Kellerfenstern rasselten Maschinengewehre, Flatterminen gingen in die Luft. Unsere Mannschaften bewiesen einen Heldenmut, der die Schlacht zu einer heiligen Erinnerung für Heer und Volk macht.“

Zur Unterstützung der Gegner lassen die belgischen Einwohner Brieftauben fliegen, geben Sichtzeichen, kämpfen fanatisch in den brennenden Dörfern mit. Von hoher See donnern die britischen Panzer in die Flanke der längs der flachen Küste vorstürmenden Feldgrauen. Die englischen Marinefüsilierere sind zu einem verzweifelten und vergeblichen Gegenstoß gelandet.

„Man sieht“, heißt es in den „Ruhmesblättern der belgischen Armee“, wie die [britischen] Kompanien in schmalen Kolonnen vorschnellen, auf einen Pfiff der Offiziere niedergehen, aufspringen, aufs neue vorstür-

men. Aber leider wird Übermenschliches verlangt — reihenweise werden die Leute von den Maschinengewehren niedergemäht.“

Und die Deutschen dringen weiter vor. „Dämonen gleich“, schreibt ein belgischer Bericht, „stürmen sie heran, über Leichen strauchelnd.“

Senegalneger werfen sich als letzte Reserve entgegen. In der Höhe in den Bäumen, schleudern von rückwärts ihre Wurfsolche in die Rücken der Bayern, wälzen sich mit den Alplern im Messerkampf am Boden.

Die Nächte hindurch wird gerungen. „Um sich gegenseitig in der Dunkelheit zu erkennen“, schreibt als Mitkämpfer Hauptmann Schwint, „stimmten die Württemberger heimatliche Gesänge an, deren Klänge sich mit dem Knattern der unermüdblichen Maschinengewehre, dem Donner der in den Straßen feuernden Kanonen und dem Krachen der brennenden und einstürzenden Häuser zu einer schauerlich-schönen Schlachtmusik mischten.“

Anderswo sind die Pommern schon auf den wild umstrittenen Höhen. „Das ehemals freundliche Dorf“, heißt es, „bot jetzt einen fürchterlichen Anblick. Die Kirche brannte. Die Windmühle glühte wie ein Fanal in der Dunkelheit.“

Aber es geht vorwärts! Die Hauptbarriere des Verteidigers im Norden, der etwa 100 Fuß breite Iserfluß, ist überschritten. Der Sieg scheint möglich. Scheint nah. Da — was ist das: das Schlachtfeld verwandelt sich langsam in einen See!

„In unvergleichlichem Opfermut“, schreibt der Generalstab des Feldheers, „waren die Angreifer bis zu den Knöcheln, dann stellenweise bis zu den Knien im Wasser gewatet. Kaum konnte man aus dem lehmigen Boden die Füße noch herausziehen. Wer sich in dem furchtbaren Feuer etwas hinlegen wollte, war verloren. Aber der deutsche Siegeswille wollte auch dieser Schwierigkeit Herr werden. Als aber die tapferen Angreifer zurückschauten, sah es aus, als ob hinter ihnen das Land versunken wäre. Die grünen Wiesen waren mit einer schmutzigen gelben Wasserdede überspült. Nur noch Häuserruinen und Reihen von wasserumspülten Alleebäumen bezeichneten den allgemeinen Verlauf der Straßen. Es war klar, daß der Feind die Kanalschleusen gesprengt und die Meeresflut zu Hilfe gerufen hatte.“

Keine Wahl! Blutenden Herzens zurück! Mit allen Verwundeten und Geschützen. Es bleibt nur noch die Hoffnung, Opfern selbst zu stürmen.

Fast ohne die vorbereitende Kampfhilfe durch deutsches Batteriefeuer bringt das Münchner Freiwilligenregiment List, die Blüte der Münchner Jugend, vor und wird beinahe vernichtet. Sein tapferer Oberst fällt.

Über einem seiner jungen Krieger aber hält das Schicksal schirmend seine Hand. Denn er soll selber dereinst das Schicksal Deutschlands und Deutschlands Retter sein. In den Reihen des herrlichen Regiments streitet der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler.

Er ist Deutschösterreicher. Nein. Er ist Deutscher im weitesten

und höchsten Sinne. Darum will er nicht für Habsburgs Völkergemisch, sondern dafür, das Deutschland lebe, sein Leben einsetzen.

„Am 3. August“, schreibt er, „richtete ich ein Immediatgesuch an Seine Majestät König Ludwig III. [von Bayern] mit der Bitte, in ein bayerisches Regiment eintreten zu dürfen. Die Kabinettskanzlei hatte in diesen Tagen sicher nicht wenig zu tun, um so größer war meine Freude, als ich schon am Tage darauf die Erledigung meines Ansuchens erhielt. Als ich mit zitternden Händen das Schreiben geöffnet hatte und die Genehmigung meiner Bitte las, kannte Jubel und Dankbarkeit keine Grenze. Wenige Tage später trug ich dann den Rock, den ich erst nach nahezu sechs Jahren wieder ausziehen sollte.“

„So wie für jeden Deutschen begann nun auch für mich die unvergeßlichste und größte Zeit meines irdischen Lebens.“

„Und dann kommt eine feuchte, kalte Nacht in Flandern, durch die wir schweigend marschieren, und als der Tag sich dann aus den Nebeln zu lösen beginnt, da zischt plötzlich ein eiserner Gruß über unsere Köpfe uns entgegen und schlägt in scharfem Knall die kleinen Kugeln zwischen unsere Reihen, den nassen Boden aufspeitschend; ehe aber die kleine Wolke sich noch verzogen, dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen. Dann aber begann es zu knattern und zu heulen, und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich über Rübenfelder und Hecken hinweg der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: Deutschland. Deutschland über alles, über alles in der Welt.“

„Nach vier Tagen kehrten wir zurück“, schließt der damalige Mustetier, jetzt der Führer und Erneuerer des Großdeutschen Reiches und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, seine Schilderung des Tages von Ypern. „Selbst der Tritt war jetzt anders geworden. Siebzehnjährige Knaben sahen nun Männern ähnlich.“

„Die Freiwilligen des Regiments List hatten vielleicht nicht recht zu kämpfen gelernt, allein zu sterben wußten sie wie alte Soldaten.“

Dicht vor Ypern wird bereits gekämpft.

„Die englisch-französische Artillerie“, schreibt Hauptmann Schwint, „feuerte, was die Rohre leisten konnten. Überall sah man in Büschen, Hecken und Ruinen den Dampf der sich heiß schießenden englischen Maschinengewehre. Auf den Bäumen waren die Franzosen mit Maschinengewehren festgebunden. Man fand sie tot an den umgeschossenen Baumkronen hängen.“

Die mittelalterlichen Prachtbauten Yperns stürzen zusammen. Deutsche Generale eilen ganz vorn, mit geschwungenem Degen den Schützenlinien voraus. Die preußische Garde stürmt bis zu den ersten Häusern von Ypern. Inmitten Oberst Prinz Eitel Friedrich von Preußen, als Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß. Garde gegen Garde: die Liverpooleser Königsgrenadiere warfen sich entgegen.

„Die Kämpfe der letzten Tage“, schreibt das Reichsarchiv, „kennzeichneten sich als erbittertes Ringen um jeden Schritt Boden. Der Feind wich nicht. Was nicht durch Feuer oder im Handgemenge fiel, wurde in Gefangenschaft abgeführt. Jeder Mauerrest und Trümmerhaufen mußte im mörderischen Handgemenge einzeln erobert werden.“

Aber diese Einzelerfolge rundeten sich in dem wochenlangen Wüten der Schlacht bei Ypern nicht zu einem Gesamtsieg. Der Durchbruch zwischen Ypern und dem Meer war nicht gelungen, Ypern selbst nicht genommen. Die Schlacht verlief langsam. Erschöpft lagen sich die Gegner in ihren Stellungen gegenüber. Zurück gingen die deutschen Heere keinen Schritt.

Gefahr und Größe des Schlieffenplans — er setzte alles auf eine Karte: Entscheidung in Frankreich, ehe der Russe kam.

Für diese Entscheidung hatte General von Falkenhayn die neue junge Armee auf die Karte Frankreich gesetzt.

Die Entscheidung war ausgeblieben. Der Russe, riesenhaft, im Kommen. Also nun Truppen, soviel wie möglich, nach dem Osten! In Frankreich Stellungskrieg!

Und doch noch ein letzter hartnäckiger Einsatz auf die Karte des Kriegsglücks. Ein abermaliger Massenturm, um wenigstens den Hügelbogen östlich Ypern und die Stadt selber zu gewinnen.

Neue wilde Kämpfe bei Ypern. Umsonst.

„Wir verzichten jetzt im Besten auf das Ringen um die Entscheidung“, sagt General v. Falkenhayn den sämtlichen IA, den Generalstabschefs aller Westarmeen.

Zwei Gründe für das Ausbleiben des Kriegsglücks: zuwenig Ausbildung und zuwenig Granaten. Was da vor Ypern blutjung stürmte und starb, war eine Miliz voll heiliger Begeisterung, aber eben eine Miliz — junge Helden, die ebenso viele Wochen dienten wie ihre Gegner Jahre —, deren Opfermut die vieljährige Kolonialkriegserfahrung der Briten nicht ausgleichen konnte. Es lag eine ernste Warnung für die Heeresleitung in dem Ergebnis des Einsatzes dieser zu jungen Truppen.

Und diese ungeübten Regimenter mußten ohne genügende Artillerievorbereitung stürmen. Daher die schweren Verluste. Im ganzen 80 000 Mann.

Und wer um diese Zeit in Belgien war, der weiß, wie in den langen, zurückrollenden Bewundetenzügen sich weißverbundene Köpfe aus den Fenstern beugten und zornige Zeigefinger nach vorn deuteten und heifere Stimmen etwas schrien, was man im Rasseln der Räder kaum verstand: „Granaten nach Ypern! Munition! Munition an die Front!“

Es waren nicht nur die jungen Artillerie- und Infanterieregimenter, die in der Aufregung zu schnell feuernd, während der Schlacht immer wieder zur Sparsamkeit, namentlich mit Granaten,

17. Oktober bis
8. November
1914

4.—18. Novem-
ber 1914

aber auch mit Patronen, ermahnt werden mußten. Durch alle deutschen Armeen, durch alle Heere des kämpfenden Europa ging die Schicksalsfrage für die Fortsetzung des Kriegs: Munition . . .

14

Munition

Munition! Das war die große Rechnung, die bei allen kriegsführenden Mächten vom ersten Tag ab nicht stimmte: phantastisch, jede Wahrscheinlichkeit überschreitend, der Verbrauch von Artilleriegeschossen in der modernen Schlacht.

Der Krieg, ebenso ein Kampf des Materials, an dem die Regierung gelegentlich immer noch aus Rücksicht auf den Reichstag sparte, wie der Menschen. Bald mehr ein Krieg der Maschinen als der Menschen. Der Schmelzofen daheim so wichtig wie der Geschützstand draußen. Neben den Feldgrauen im Schützengraben tritt drinnen, vom Heeresdienst befreit, gutbezahlt, vielbeneidet, der Munitionsarbeiter. Neben die Krankenschwester im Felde das Granatenfräulein in der Heimat. Das Industrieviertel wird zur Front.

Und damit beginnt der erste Einfluß der Gewerkschaften, nicht unmittelbar auf die Heeresleitung, sondern auf die matte Reichsregierung, auf die schlaffe Reichstagsmehrheit. Dieser Einfluß wirkt sich im Lauf der Jahre immer verhängnisvoller aus, nach innen in Form von eigensüchtigen Parteiforderungen mitten im Krieg, nach außen in der diplomatischen Geschäftshuberei unberufener Demagogen, die von dem ehernen Vernichtungswillen unserer Feinde keine Ahnung hatten und Wegbereiter unseres Zusammenbruchs wurden.

Munition! Deutschland, von der Welt abgeschnitten, muß sich selber helfen. Gott sei Dank: es ist neben den Vereinigten Staaten und Großbritannien das größte Industrieland der Erde. Es hat die Menschen und die Mittel. Es hat den Boden voll Kohle und Erz. Es ersetzt, was ihm fehlt, durch die weltüberlegene deutsche angewandte Wissenschaft, fängt sich den mangelnden Chilesalpeter aus der bläulich-flüssig gemachten Luft, braut sich an Stelle des mangelnden Benzins Rodofellers und der Mijnsheers von Sumatra Benzol aus dem „Mädchen für alles“, dem deutschen Steinkohlenteer, zaubert künstlichen Gummi aus deutscher Kartoffelstärke, rauchloses Pulver aus deutschem Holzpapier.

Munition! Deutschland besitzt riesige Industrieanlagen. Aber nur 7 große Werke sind, nach Helfferich, bei Kriegsausbruch auf die Herstellung von Granaten eingerichtet. Bald werden es ihrer 90 sein! Über Nacht fast werden die Fabriken umgestellt. Deutsche Technik, Organisationsgabe und Energie leisten Unerhörtes in der fieberhaften Erzeugung von Thomasstahl. Eine riesenhafte Kriegsindustrie wächst aus der Erde.

Seltene Bilder für den dienstlichen Besucher einer Munitionsfabrik — andere Sterbliche werden überhaupt nicht hereingelassen —, nachdem er am Eingang Stunde und Minute in ein bei der Wache aufliegendes Buch eingeschrieben.

Noch im Vorraum Holzgestelle. In jedem einzelnen Lattenversschlag ein Damenhut. Das ist der Kopfschutz der Munitionsmädchen drinnen, die sich während der Arbeit zum Schutz gegen den Staub weiße Tücher um die Haare binden. In einer Reihe nebeneinander stehen sie längs eines Schragens und rollen sich von Hand zu Hand die fertigen Granaten zu, polieren sie, stempeln auf jeder Station die „Charge“, messen die „Toleranz“, den erlaubten Spielraum der vorgeschriebenen Maße.

Wo sie herkommen? Meist Fabrikarbeiterinnen. Bisherige Hausangestellte. Aber auch aus vielen anderen Ständen. Denn der Verdienst ist gut. Rein kaufmännisch, nach Angebot und Nachfrage. Ein vaterländischer Zwang besteht nicht für die weiblichen Arbeitskräfte. Nicht einmal, wie der Verfasser einmal später dienstlich vorschlug, durch Drohung mit Entziehung der Zuckerkarte. Sie können jederzeit ihre Stelle kündigen oder wechseln und dadurch in der Hände lange Kette durch die nötige Einschlebung einer neuen, ungeübten Kraft Störung und Verwirrung bringen. Selbst als später das Zivildienstgesetz die 60jährigen Grauköpfe als Hilfsbriefträger und Straßenseger — mit Recht — aufrief, schonte man ängstlich diese kerngesund 20jährigen Mädels.

Das heißt: man durfte um Gottes willen nicht „Mädels“ sagen. Die Anrede war ein Kopfzerbrechen. „Damen“ — nein — das verlangten sie ja nicht. Aber „die Frauen“ schien wieder vielen zuwenig. Man konnte „die Fräulein“ sagen. Aber da gab es doch auch junge Frauen. Kurz: eine Sorge mehr im Krieg . . .

Seitlings der Granatenfräulein steht in ihrem Laboratorium in weißem, langem Kittel die Metallurgin — Doktor oder Studentin der Chemie — und macht mit hydraulischer Kraft die Zerreißprobe der Stahlverbindungen und malt die Ergebnisse mit Kreide auf die Schiefertafel.

Psst! Auf den Fußspitzen! Ein großes, ganz kahles Zimmer. Witten darin ein geräumiges Drahtgestell. In dem Käfig sitzt ein junges Mädchen. Sie füllt mit feinen Fingerspitzen den Explosivstoff in die Granatenzünder. Sie hat unser aller Leben in der Hand. Passiert ihr bei ihrer Arbeit ein Malheur, so fliegt die ganze Fabrik samt dem umliegenden Stadtviertel in die Luft. Man darf sie nicht ansprechen. Weiter!

Da nebenan faucht und zischt es. Ein bis zum Gürtel nackter Riese ringt mit einer Riesenschlange, die er mit beiden Händen festhält. Er taumelt in dem Kampf mit dem langen, am Boden schleppenden Schlauch. Er schweißte elektrisch die Platten eines U-Boots. Auf dem Tisch daneben liegt in Blaupause das große Geheimnis, die Konstruktionszeichnung.

Da ein umfangreiches Schwimmbaden voll Öl. Durch die Luft reitet auf einem herangleitenden Trapez ein Arbeiter. An dem Gestell hängt eine eben fertige, noch rotglühende, halb mannslange Granate. Er

läßt von oben das Geschöß in das Öl plumpfen. Der Raum füllt sich mit donnerndem weißem Dampf. Nun erst ist die herausgefischte Granate „gehärtet“ und schußfertig.

Der erste Lärm. Der Lärm einer Munitionsfabrik! Der Spektatel dröhnt an einzelnen Stellen stärker in das Trommelfell als in einer feuernden Batterie. Man sieht die Lippen des Nachbarn sich bewegen, aber man hört nicht, was er sagt, in diesen Riefensälen voll Dampf-hämmern, Drehbänken, Fräsmaschinen, feurigen Öfen. Ein Werkmeister reicht stumm einen Falzrahmen mit Handgriff und grünem Glaseinsatz für die Augen. Sonst würden sie geblendet von dem Weißglanz des glühenden Stahlbreis, der aus dem Schmelzofen quillt . . . Vorsicht! Nicht in die kleinen Näpfe voll immer noch feurigen Ziegelgußstahls treten, der in dem Sandhaufen am Boden kühlt! Drähte spannen sich da auf der Erde. Achtung! Kopf weg! Durch die Luft segelt ein rot-heißes Metallstück seiner Bestimmung entgegen. Seitlings aufpassen! Die Treibriemen schnurren. Rasend kreisen die Räder.

Da ein Moloch mit offenem Feuermaul. In ganzen Stapeln fliegen ihm die beschlagnahmten messingnen Ofentürchen in den Schlund. Die draußen im Feld aufgesammelten Messinghülsen verschossener Patronen. Schöne Zinnkrüge schluden die Öfen. Alte Kupfertessel. Nickelarmaturen. Munition! Munition!

Und dann wird es draußen auf dem Hof plötzlich wieder grau und kühl. In den Ecken wirre Trümmerberge von Schrotteisen und von drinnen ausgemusterten, fehlerhaften Werkstücken. Eisenbahngleise. Güterwaggons. Gruppen von Offizieren davor. Sie nehmen die fertigen Granaten ab. Landwehrmänner verstauen die blanken, spizen Stahlzylinder sorgsam in das Innere. Munition an die Front!

Deutschland muß sich seine Munition selber erzeugen. Großbritannien ist erst dabei, sich umzustellen. Frankreich erst recht im Rückstand. Aber wozu ist der große Neutrale jenseits des Großen Teichs, wozu ist Amerika da? Der deutsche Frontsoldat begreift schon 1915 nicht, wie man gegenüber einem solchen blutdürstigen Armeelieferanten des Feindbunds noch irgendwelche Schwächeanwandlungen im U-Boot-Krieg haben kann.

1856—1924
4. März 1913
19. August 1914

Der Professor der Geschichte Woodrow Wilson, seit dem Vorjahr Präsident der Vereinigten Staaten, hatte zwar bald nach Kriegsausbruch durch eine Botschaft an das amerikanische Volk den „Geist wahrer Neutralität, der Gerechtigkeit und Freundschaft gegen alle Beteiligten“ gelobt und jedem amerikanischen Bürger verboten, sich bewaffnet in die europäischen Handel zu mischen.

Aber bald darauf verkündet sein Sekretär des Staatsdepartements, d. i. Außenminister, der pazifistisch eingeschworene Mr. William Jennings Bryan, eine öffentliche Erklärung über Neutralität und Konterbande, die in deutscher Übersetzung wörtlich lautet:

1880—1925

„Jedermann kann gesetzlich und ohne Beschränkung wegen des Kriegszustandes Waffen und Kriegsmunition innerhalb der Vereinigten Staaten anfertigen und verkaufen.“

Dieses Bekenntnis einer schönen Kaufmannsseele ist noch folgenreicher als die Marneeschlacht. Es hat eigentlich den Krieg zu unseren Ungunsten entschieden!

Präsident Wilson wußte natürlich so genau wie jedes Kind dort drüben, daß Deutschland durch die britische Herrschaft zur See verhindert war, auch nur eine Flagpatrone aus den Vereinigten Staaten zu beziehen. Indem er trotzdem die Munitionsausfuhr gesetzlich freigab, unterstützte er ausschließlich unsere Feinde und trat damit eigentlich schon an deren Seite.

„Es wurde“, schreibt der damalige deutsche Botschafter in Washington, Graf Johann Heinrich Bernstorff, „der Versuch gemacht, insbesondere gestützt auf die deutschamerikanischen Kreise, das Unmoralische und Unneutrale der Lieferungen, zumal wegen ihres ganz außerordentlichen Umfangs, dem amerikanischen Volk zum Bewußtsein zu bringen. Bekanntlich sind diese Versuche gescheitert. Dabei hat die Uneinigkeit der Deutschamerikaner wesentlich mitgesprochen. In letzter Linie ist aber doch wohl das wirtschaftliche Interesse der Nation an diesen Lieferungen, bei denen schließlich die gesamte amerikanische Landwirtschaft und Industrie beteiligt waren, entscheidend gewesen.“

geb. 1862

Zu machen war dagegen, nach dem sogenannten „Völkerrecht“, für Deutschland amtlich nichts, da schon vor Jahren bei einem Friedensgeschwäg unter dem Schirm des Zaren im Haag derartige Abkommen getroffen waren.

18. Oktober
1907

Aber nichtamtlich Wir hatten einen Militärattaché in Washington. Der gründete in aller Stille eine amerikanische „Bridgport-Geschöß-Gesellschaft“ und kaufte alle Spezialmaschinen zur Herstellung von Schrapnellhüllen im Lande auf. Eine andere solche Gesellschaft sicherte sich alles greifbare Benzol, aus dem man für den Krieg Pikrinsäure hätte machen können, und verwandelte es eilig in harmlose Salznpräparate. Ebenso wurde alles Brom, ein Hilfsmittel für Giftgas, ohne viel Aufsehens aus dem Markt genommen und übrigens die neu hergestellten Friedensartikel mit gutem Gewinn für den deutschen Reichsfiskus in Amerika abgesetzt.

Zu spät merkten die Amerikaner, daß sie in diesem Fall von Deutschland überlistet worden waren. Sie verloren, trotz ihres Dursts nach dem Dollar, Wochen und Monate bei ihren Munitionslieferungen an unsere Gegner.

Der erleuchtete Militärattaché kehrte dann nach Deutschland zurück und ging ins Feld. Er hat schon damals gezeigt, was in ihm steckte. Es ist Franz v. Papen.

November 1914

geb. 1879

Der Sieg bei Lodz

Die Dampfwalze

Die sagenhafte, ungeheuerliche Dampfwalze, von der man schon seit Jahren in Rußland mit einem gläubigen Grauen vor der eigenen Größe sprach. Dieser unheimliche, unwahrscheinliche Nachtmahr, alles unter sich platt drückend, sich durch die Ruinen Schlesiens nach Berlin wälzen wird.

Hinter der Weichsel, bei Warschau, ballt sich der seit dem Mai 1914 schon von der Küste des Stillen Ozeans und den Schneegipfeln des Kaukasus heranziehende Sonnensturm zusammen. Attila und Dschingis-Khan reiten im Geist vor diesen unermesslichen Massen von sibirischen Schützen, turkestanischen Reitern, kaukasischen Irregulären, Transbaikal-Rosaken, Ussuri-Kavallerie, Kalmücken, Baschkiren, Tataren, und vor dem unübersehbaren Feldbraun der wandernden russischen Erde. Im ganzen 3 Millionen Krieger des Zaren.

Und die deutsche Heeresmacht, die in ihrer Gesamtheit sich hätte dem Rollen der Dampfwalze entgegenstemmen sollen, hatte die vorherige Entscheidung im Westen nicht erzwungen. Sie war, nach der Schlacht an der Marne, zum größten Teil in Frankreich festgebannt. Von insgesamt 9 Armeen und 4 kleineren Armeeabteilungen waren nur 2 Armeen und 1 Abteilung zum Schutz der deutschen Ostgrenze verfügbar.

In den 15 Jahrhunderten seines geschichtlichen Seins war Deutschland vielleicht niemals in größerer Gefahr als in diesem Oktober und November 1914!

„Nur eine Frage von Wochen“ konnte es sein“, schreibt der deutsche Generalstab des Feldheers über die Stimmung in Petersburg, „und Rußland diktirte in Budapest, Wien und Berlin den Ententefrieden. Denn die größte Streitmacht, die je die Welt verflammt gesehen, war im Vormarsch auf Budapest—Berlin.“ Die Hoffnung des Feindes schien berechtigt zu sein. Doch ein Hindenburg war der Gegner!

Ein H i n d e n b u r g. Neben ihm, als Berater, ein L u d e n - d o r f f. Mit ihm, als Unterführer, ein M a d e n s e n!

geb. 1849

August v. Madenssen, hervorgegangen aus den nachtschwarzen Schimmelreitern, den Danziger Leibhusaren. Der Totenkopf auf der Pelzmütze, die er auch noch als General trägt, paßt zu dem wilden, kriegerischen Schneid seiner Erscheinung. Nicht nur ein Reiterführer. In Wirklichkeit ein Stratege höchsten Stils, mit Hindenburg der zweite Retter des Reichs. Hier, bei Lodz, wo er die 9. Armee führt, beginnt erst eigentlich seine ruhmreiche Laufbahn.

Das Große Hauptquartier ist inzwischen endlich näher an die Westfront, nach Charleville in Frankreich, verlegt worden. Von dort gibt es Direktiven nach dem Osten: General v. Hindenburg

soll im südlichsten Polen, eng an die Österreicher angelehnt, nach Rußland hineinstoßen.

Der Sieger von Tannenberg hat ganz andere Feldzugspläne. Sie werden drüben sämtlich als „unmöglich“ abgelehnt.

„Wenn dieses alles als unmöglich bezeichnet wird“, schreibt Hindenburg selbst in berechtigtem Unmut, „so wird vielleicht die ganze Operation unmöglich sein oder werden.“

Und so kam's. Durch den unergründlichen polnischen Morast des regnerischen Herbstes waten und reiten und karren die deutschen Truppen bis in die Nähe von Warschau. Die ersten Kämpfe dort zeigten ihnen, daß sie einer ungeheuren russischen Übermacht gegenüberstanden. Die Österreicher, die gleichzeitig weiter südlich angegriffen hatten, gingen zurück. So brach General v. Hindenburg den Ersten Feldzug in Polen ab. Der Rückzug mit seiner sorgfältigen, die Russen erheblich aufhaltenden Zerstörung aller Eisenbahnen, Wegebauten usw. war ein operatives Meisterstück. In bester Manneszucht und Ordnung erreichte das deutsche Heer in wenigen Tagen wieder die schlesische Grenze.

1.—31. Oktober
1914

Nun erkannte der Generalstabschef v. Falkenhayn im Westen, daß man einem Hindenburg freie Hand lassen müsse! Der Oberste Kriegsherr ernannte den General v. Hindenburg zum „Oberbefehlshaber über die gesamten Streitkräfte im Osten des Reichs“ (Oberbefehlshaber Ost — in der Armeesprache allgemein in „Oberost“ abgetürzt).

1. November
1914

Ein Hochgefühl für alle Truppen an der Russenfront, wenn sie an den heransausenden, über und über mit Rot besprühten feldgrauen Kraftwagen voll Generalstabsoffiziere das „Oberost“ lasen. Sie wußten: die Befehle, die da kamen, das war der Sieg!

Inzwischen begann die Dampfwalze zu rollen. Sie wälzte sich über die Weichsel. Durch Russisch-Polen. Sie lastete schwer auf Lodz — kaum 100 Kilometer von der schlesischen Grenze.

Im Innern Deutschlands ahnt man nichts von der Gefahr. Wer mit Schlesiens Verbindung hat, hört nur, daß Breslau in fliegender Eile behelfsmäßig verschanzt worden ist, daß sich ganz unten in der „Dreikaiserecke“ schon Kosaken gezeigt haben sollen. Aber wer als Kriegsteilnehmer in diesen Wochen, auf dem Weg von einem der Kriegsschauplätze zum andern, sich kurz in Berlin aufhält, denkt, er ist auf dem Mond! Die Leute sprechen über Theater und Konzerte, über Geschäfte. Vom Krieg wollen sie gar nicht soviel hören. Der ist nach ihrer Überzeugung irgendwo ganz weit da hinten! Eine grundsätzliche Führung der öffentlichen Meinung.

Um Thorn herum ballt der neue Oberbefehlshaber Ost seine ganze Streitmacht zusammen. Auch die in Ostpreußen stehende Armee muß die Hälfte ihres Bestands abgeben. Sie kann es nur, indem sie den östlichen Teil Ostpreußens räumt und sich hinter das

15. November
1914

Flüchchen Angerapp zurückzieht. Zum zweitenmal bricht hinter ihr mordend und brennend der Moskowiter in das unglückliche Land.

Von Thorn aus weichselaufwärts zu einem tödlichen Stoß in die rechte Flanke des bei Lodz rastenden russischen Kolosses — das ist Hindenburgs Feldherrnplan.

Siegreiche Gefechte im Vormarsch. Im Häuserkampf verwegener abgeessener deutscher Reiterei ist Prinz Joachim von Preußen unter den Vordersten zu sehen.

Und am Horizont ragen fern zu Hunderten die Fabrikschote der Halbmillionenstadt Lodz, der sechstgrößten Rußlands. Sie ist das „russische Manchester“, der Sitz der polnischen Baumwollindustrie. Sie ist jetzt der Mittelpunkt der Entscheidungsschlacht — wochenlang ringsum von einer wabernden Lohe, einem Feuerkreis umschlossen.

Denn die beiden Heere ringen nicht Brust an Brust. Die Schlacht bei Lodz — das ist das Bild zweier Midgardschlangen, die sich zwei-, dreimal umeinander ringeln, sich fast unlöslich verstricken, wütend in einem Knäuel umeinander wälzen.

„In dem Wechsel zwischen Angriff und Verteidigung, Umsassen und Umfaßtsein, Durchbrechen und Durchbrochenwerden“, urteilt der aus seinem Hauptquartier im Schloß zu Posen die von Mackensen geführte Schlacht überwachende Oberbefehlshaber, urteilt Hindenburg selber, „zeigt dieses Ringen auf beiden Seiten ein geradezu verwirrendes Bild. Ein Bild, das in seiner erregenden Wildheit alle die Schlachten übertrifft, die bisher an der Ostfront getobt hatten.“

Plötzlich erwächst aus diesem tobenden Durcheinander eine gespenstige Gefahr! Die deutsche Öffentlichkeit erfährt nicht, was unsere russischen Geheimagenten melden: Petersburg ist beslaggt und in wildem Siegesjubel! Ein aufgefangerener Funktspruch: „Eisenbahnzüge für den Transport von 40 000 deutschen Kriegsgefangenen sind in Rußland bereitgestellt!“

Was war geschehen? Gottlob noch nicht das Schlimmste.

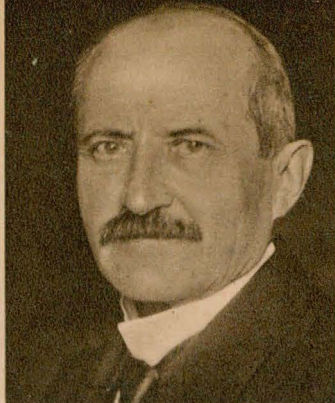
Von dem brennenden Südrand von Lodz her „läuteten“, nach dem Bericht des Generalstabmajors v. Wulffen, als Mittkämpfers, „sämtliche Kirchenglocken. Nach Eintritt der Dunkelheit bot die Riesenstadt Lodz mit ihren zahlreichen Lichtern ein wunderbares Bild. Plötzlich erschienen am sternentklaren Himmel im Süden eine und bald darauf im Osten drei mächtige, rot leuchtende Scheinwerferlichtsäulen. Man ahnte: die russischen Einhafttruppen meldeten ihr Eintreffen!“

Und dank dieser Verstärkung der Zarenmacht waren östlich Lodz große Massen deutschen Fußvolks — Kerntuppen — Garde — und zahlreiche deutsche Reitergeschwader von den Russen umzingelt. Mußten sich diese feldgrauen Reiter gefangen geben, dann war die Schlacht von Lodz nicht mehr zu gewinnen. Dann stand dem mit großer List und Gewandtheit kämpfenden Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch der Weg nach Schlesien offen!

11. November
bis 8. Dezember
1914



v. Bethmann-Hollweg



Michaelis



Graf Hertling



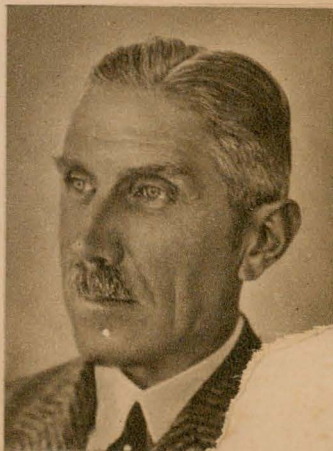
Prinz Max von Baden



Graf Tizja



Graf Czernin

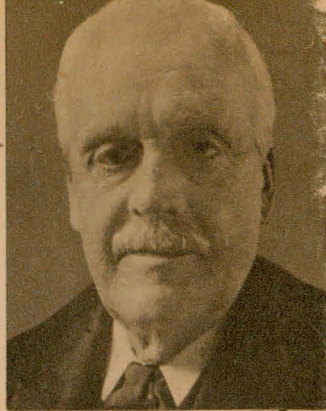




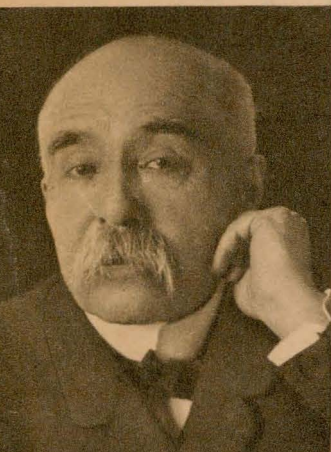
Lloyd George



Churchill



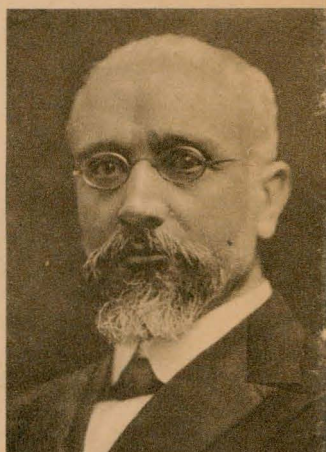
Balfour



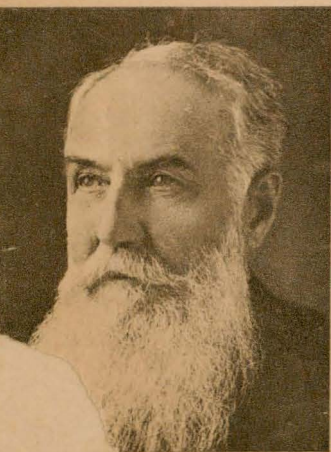
Clemenceau



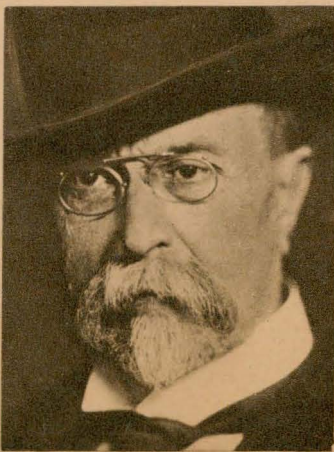
Sazonov



Benjelo



Bitch



Masarn



Northcliffe

Unerschrocken die beiden vom Feind umschlossenen Generale Reinhard Frh. v. Scheffer-Boydell und Ligmann. Ihr Entschluß: Gewaltfamer Durchbruch durch den eisernen Ring!

November 1914

„In kümmerlicher Panjebude“, schildert Major v. Bullfen den Durchbruch nach Brzejzyna, „warf eine trübe Laterne ihr flackerndes Licht auf die beiden Gestalten, als Generalleutnant Ligmann dem Kommandierenden General v. Scheffer mit festem Handschlag sein Heil und Sieg! zurief!“

„Das Schnauben der hungrigen Pferde, das Rasseln und Rattern der Räder auf dem hartgefrorenen Boden unterbrachen das nächtliche Schweigen. Alles schleppte sich weiter, starren Gesichtsausdrucks, halb schlafend, taumelnd, nur vorwärts! So ging es in langsamem Marsch durch diese dunkle, endlose Nacht. Nicht einer der verwundeten Helden sollte zurückbleiben. [Es] fuhr kein Kolonnenwagen, kein Geschütz davon, ohne Verwundete aufzunehmen. Zahlreiche von ihnen fanden auf offenen Panjewagen Platz. Der Tag graute, ein eisig kalter, trüber Wintertag, als endlich die letzten Wagen mit Verwundeten abfahren konnten.“

Und mit diesem gewaltigen Troß, mit den Tausenden von Verwundeten, den Tausenden von Gefangenen schlugen sich die Deutschen durch die ungeheuren Massen Asiens durch!

„Dem Kaiser waren drei Infanteriedivisionen und zwei Kavalleriedivisionen erhalten geblieben, dem Vaterlande seine Söhne wiedergegeben. Die lange Wagentolonnie zog ein. Viele von den Fahrzeugen wurden von den Gefangenen gezogen und geschoben. Die obersten Geschütze und Maschinengewehre hingen an den Wagen oder wurden von den Gefangenen in endlos langer Kolonne geschleppt. Der Zug machte einen feierlichen und tiefen Eindruck auf die Zuschauer.“

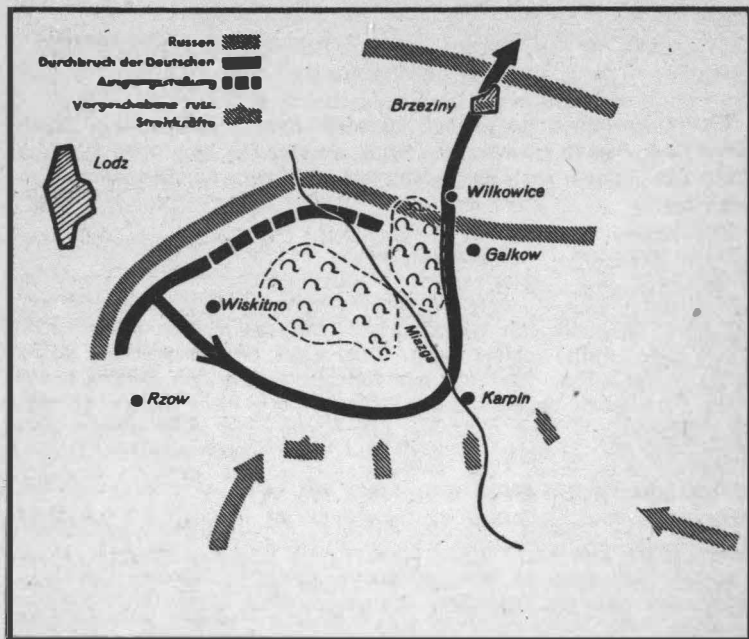
„Eine der schönsten Waffentaten des Feldzugs“, sagt der deutsche Heeresbericht. Ein Gegner, der russische Militärkritiker Schumski, schreibt in den „Petersburger Börsen-Nachrichten“: „Diese Truppen haben in heldenhaften Kämpfen die achtungsvolle Bewunderung aller russischen Militärs gewonnen!“

1. Dezember
1914

Fast vier Wochen donnerte die Schlacht von Lodz. In willenslosen Herden warfen sich die Russen immer wieder in den Tod.

„Es kamen die Russen“, heißt es in dem Generalstabsbericht, „sie kamen von Norden her, von Osten, von Westen. Ein rasendes Schnellfeuer brach los. Doch sie kamen in dicken braunen Massen. Viele fielen. Die braune Masse drängte aber schier unaufhaltsam vorwärts. Hundert Schritte nur noch war der Feind von den Mündungen entfernt. Aber die Geschütze brüllten und zerflederten die russischen Linien. Sie stugten. Sie gingen zurück. Und nur ein brauner Ball von Leichen blieb vor der Front. Ein zweites, ein drittes Mal kamen die Sibirier bis auf fünfzig Meter heran. Dann brach ihr Angriff zusammen. Der braune Ball wuchs in die Höhe.“

Doch endlich verblutete sich der Moskowiter. Der stählerne deutsche Kampfwille siegte. Die Dampfwalze rollte nach Rußland zurück, woher sie gekommen. Bei Nacht und Nebel zog der Groß-



6. Dezember
1914

fürst mit all seinem Aufgebot Asiens ab. 80 000 Gefangene büßte er ein. Er hatte 280 000 Tote und Verwundete. Um 5 Uhr nachmittags dröhnte durch die Straßen von Lodz der Massentritt der einmarschierenden feldgrauen Bataillone. 9000 ihrer Streiter hatten in der Schlacht ihr Leben dahingegeben.

„Es war ein Ringen gegen die ungeheuerste Überlegenheit, die uns jemals auf dem Schlachtfeld gegenüberstand“, schreibt Hindenburg. „Wir hätten mehr leisten können, wenn die Verstärkungen nicht so tropfenweise eingetroffen wären. So aber bewegte sich der ungeheure slawische Block, den wir nach Osten hin rollen wollten, nur noch eine Strecke weit, dann lag er wieder still und unbeweglich.“

Und doch urteilt Ludendorff über den von Madensen geführten zweiten polnischen Feldzug: „Die Kriegsgeschichte kennt nur wenig Ähnliches.“

Dem Generalobersten v. Hindenburg sandte der Kaiser den Feldmarschallstab — den Pour le mérite den Generalen v. Madensen, v. Scheffer und Litzmann.

Mit Recht! Denn noch immer waren im freien Felde umzingelte Truppen geschlagen. Deutsche Truppen gingen aus solcher Lage als unumstrittene Sieger hervor.

Zur See

Wenige Stunden nachdem Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatte, ragte schon verräterisch aus dem Wellenschlag der Helgoländer Bucht das Schrohr eines englischen Unterseeboots.

4. August 1914

Die Nervenspannung der ersten Nacht im Kampf zwischen den größten Seemächten der Erde.

„Die Fenster der Admiralität waren in der warmen Nacht weit geöffnet“, schreibt der englische Marineminister Churchill. „Unter dem gleichen Dach, von wo aus Nelson seine Befehle erhalten hatte, war eine kleine Gruppe von Admiralen versammelt. Aus der Richtung des Schlosses ertönte, von einer riesigen Menschenmenge gesungen, ‚God save the King‘. In die hohen Bogen der Begeisterung hinein klang das Glockenspiel der Turmuhr [Big Ben]. Das Kriegstelegramm: ‚Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen‘ flog hinaus zu allen Schiffen, die die weiße Kriegsflagge in der Welt führten.“

4. August 1914

Zugleich in Deutschland der Befehl: „Kriegszustand zur See.“ Sofort läuft, mit Streuminen beladen, der friedliche Nordseebädereisdampfer „Königin Luise“ aus der Ems gegen die Themsemündung. Ein britischer Kreuzer schießt ihn zusammen und kentert selbst, das Scheunentor einer Treibmine in der Bordwand. Der Krieg hat begonnen.

Die britische Flotte war schon vorher zu „Manövern“ kriegsmäßig versammelt und blieb es bis zur Kriegserklärung. Die deutsche Flotte rüstete. Die Welt wartete auf eine riesige Entscheidungsschlacht.

Rein! Geplänkel in der Nordsee. 10 deutsche U-Boote laufen aus. 8 kehren zurück. Das erste Seetreffen. Auf der Höhe von Helgoland. Eine Schar der nach deutschen Städten genannten Kleinen Kreuzer sieht sich plötzlich im Nebel dicht vor den mächtigen Feuerschülnden britischer Panzer und dem Rattengewimmel ihrer Torpedoboote.

5.—11.
August 1914

„Torpedotreffer. Schiff bäumt sich auf“, beobachtet der älteste überlebende Ingenieur der „Mainz“. „Rotbeleuchtung erlosch. Alle Gläser zersprangen. Das elektrische Licht wurde dunkler und erlosch allmählich ganz. elektrische Taschenlampen waren schließlich die einzige Beleuchtung. Das Leuchtpendel zeigte an, daß sich das Schiff langsam vorn senkte. Wasser, das aus den Sprachrohren hervorquoll, zeigte an, daß das Wasser bis über das Panzerdeck gestiegen war. Das Zwischendeck war mit Rauch gefüllt, daß man kaum einen Meter weit sehen konnte. Beide von dort nach oben führenden Treppen waren zertrümmert. Über die Trümmer der Treppen und Spinde allein konnte man nur durch die Schußlöcher nach oben gelangen. Um 2.10 Uhr nachmittags die ‚Mainz‘ gesunken.“

28. August 1914

Und mit ihr noch 2 ihrer Schwesterschiffe. Der Tag gehörte den Briten.

Sinnige Namen — „Blanke Emma“, „Gelbe Marie“ — führten die einzelnen Torpedos, die die deutschen U-Boote, wohl eingefettet und schicksalbeschwörend bespußt, durch Druckluft unter Wasser als tödliche Fische wider die feindlichen Bordwände schwimmen ließen. Der erste Treffer! Kapitänleutnant Herzing schickt einen britischen Kreuzer auf den Grund der See.

Und dann der große Tag: mit seinem „U 9“ versenkt Kapitänleutnant Otto Weddigen hintereinander die drei großen englischen Kreuzer „Crécy“, „Abulir“, „Hogue“ mit 1459 Offizieren und Matrosen. Nach kurzer Rast fuhr Weddigen mit „U 29“ zu neuen Taten in die Nordsee. Er und die Seinen kamen nicht wieder.

Noch ein Erfolg: Einer der mächtigsten Panzerkolosse Brittanniens, die „Audacious“, sank an der Nordspitze Schottlands im Zusammenprall mit einer Mine, die eine Woche vorher der deutsche Hilfskreuzer „Berlin“ dort gelegt.

Die Engländer hielten den schweren Verlust ängstlich geheim. Auch wir taten, als wüßten wir von nichts, um die Engländer nicht wissen zu lassen, von wem in England wir es wußten.

Aber wo bleiben die großen Schlachtflotten? Warum kämpfen sie nicht?

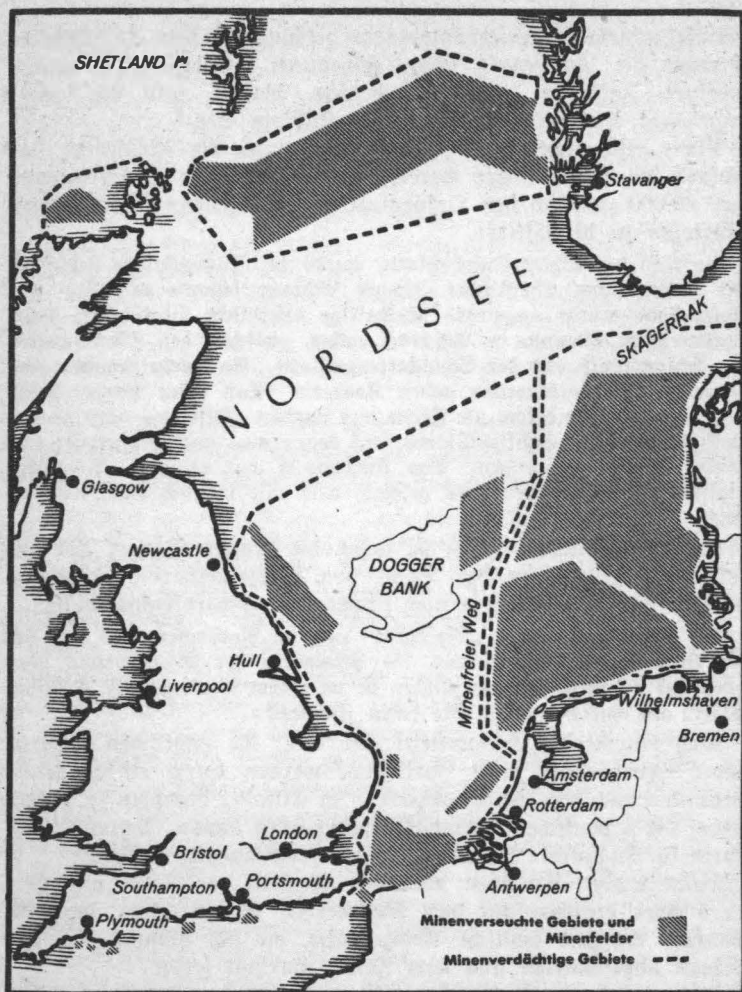
Deutschland ist vorläufig wenig geneigt, sein gewaltiges, im Krieg kaum mehr zu ersetzendes Dreadnoughtgeschwader auf die Karte des Kriegsglücks weniger Stunden zu setzen. Gelingt es, die Mehrzahl der Panzer während des Kriegs schwimmend zu erhalten, so werden sie bei den Friedensverhandlungen als „Fleet in being“ — als „vorhandene Flotte“ — ein unvergleichliches Druckmittel gegen das Inselreich sein! Wenn die Engländer kämpfen wollen, können sie ja kommen!

Aber Old England kommt nicht! Im Gegenteil, es geschieht das Märchenhafte: die britische Flotte verläßt die englischen Küsten. Sie dampft an Schottland vorbei nordwärts. Sie ankert ganz da oben, wo sich Fuchs und Wolf gute Nacht sagen, bei den einsamen Orkneyinseln, in dem riesigen, rings von steilen, fahlen Klippen umschirmten Hafenbecken von Scapa Flow.

Der Grund? Die deutsche U-Boote! In jeden Hafen konnten sie eindringen! In diese Bucht nicht! Denn sie liefen unter Wasser höchstens 10 Seemeilen die Stunde. Die ständig durch den Hafenpiegel von Scapa Flow flutenden, dabei 4mal täglich wechselnden Strömungen aber erreichten die gleiche Geschwindigkeit, so daß die U-Boote dagegen nicht ankämpfen konnten.

Trotzdem hatte, der Vorsicht halber, der Marineminister Churchill lebensgroße hölzerne Dreadnoughtattrappen mit vorgetäuschten Türmen,

1889 bis
18. März 1915
22. September
1914



Schornsteinen und Kanonen an der Einfahrt in die Bucht verankern lassen, an denen die deutschen U-Boote unschädlich ihr Gift, ihre Torpedos, verspritzen sollten. Es scheint, daß diese „Spulschiffe“ einer Landratte auf Seebären etwas kindlich wirkten! Wenigstens funkten die Deutschen an die britische Admiralität, „sie möchte sich etwas Pfiffigeres ausdenken“!

Aber auch vor dem Eingang zu diesem Schlupfwinkel schaute man oder glaubte man die gespenstigen Sehrohre zu schauen.

„Jetzt sah die ‚Große Flotte‘ plötzlich Unterseeboote in Scapa Flow“, schreibt der englische Marineminister selber. „Zwei- oder

dreimal wurde Unterseebotsalarm geschlagen. Am 17. Oktober erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Geschützfeuer wurde eröffnet. Zerstörer jagten durch das Wasser, und die ganze ungeheure Armada ging Hals über Kopf in See.“

Nichts gefährlicher für den Geist der Truppe als Nichtstun! Das wußten die Briten. Sie waren von Anfang an ängstlich bedacht, ihre 60 000 zwischen den Orkneginseln zum Stillliegen verurteilten Matrosen zu beschäftigen.

Ein Teil der kahlen Insel Flotta wurde für Fußballplätze gepachtet. Die Vereinigung Christlicher Junger Männer schenkte den See aus. Golfgründe wurde angelegt. Gewaltige öffentliche Boglämpfe, deren Vorbereitung Monate in Anspruch nahm, zwischen den Mannschaften der Schlachtschiff- und der Schlachtkreuzerflotte. Es wurde gerudert und gesegelt. Die Bordkapellen gaben Konzerte. Fast jeder Panzer besaß sein Bordkino und bekam die Filme aus London. Offiziers- und Mannschafsbibliotheken. Schiffsbilliards, auf denen man auch bei grober See spielen konnte. Zeitungen. Das Kartenspiel war erlaubt. Predigten englischer Kirchenfürsten. Es geschah, was nur möglich war, um den guten Geist zu nähren.

Und Deutschland? Auch da lagen die grauen Panzer still auf der Kieler Förde, in der Bucht von Wilhelmshaven. Aber die seelische Führung des jetzt noch prachtvollen Matrosenmaterials?

Auf dem Dreadnought „Markgraf“ war im November 1914, als sich der Verfasser an Bord befand, die Stimmung der Mannschaften über jedes Lob erhaben. Warum hißten sie an einem Novembertag, 4 Jahre später, als eine der ersten die roten Fahnen?

Noch einmal ein Husarenritt zur See: die englischen Küstenstädte Scarborough und Hartlepool werden durch einschlagende Granaten aus dem Schlaf gewedt. In Eilfahrt dampfen in dickem Nebel die 4 deutschen Schlachtkreuzer wieder davon. Entrüstungssturm in England! Wo blieben seine schwimmenden Bälle?

Dann wieder Stilleben über den Wassern der Nord- und Ostsee. Aber draußen auf den Weltmeeren ist die wilde Jagd im Gange. Da sind deutsche Kriegsschiffe, die sich plötzlich von der Heimat abgeschnitten und vom Feind umringt sehen.

Schwer bedroht im Fernen Osten das Kreuzergeschwader des Admirals Grafen Maximilian Spee.

„Das Geschwader“, sagt merkwürdig poetisch Churchill, „glic einer Blume, die man in eine Vase stellt, schön anzusehen, aber dem Tode geweiht.“ Und nüchterner: „Keine Möglichkeit zu doden oder Reparaturen auszuführen, die Kohlenbeschaffung außerordentlich schwierig und gefährvoll. Sein Aufenthalt jederzeit verraten. Ohne Funkentelegraphie.“

Südamerika ist neutral. Dorthin steuert aus den chinesischen Gewässern Graf Spee. Er stößt dort an der chilenischen Küste, bei schwerer See, kurz vor Sonnenuntergang auf schwächere britische

geb. 22. Juni
1861, gefallen
8. Dezember
1914

Panzer. Die Seeschlacht bei Coronel flammt und donnert durch das Abendgrauen. Der britische Kreuzer „Good Hope“ verwandelt sich nach einer gewaltigen Explosion in einen glühenden, bald verlöschenden und versinkenden Klumpen. Die „Monmouth“ kentert gleich ihm mit wehender Flagge, dem Leichentuch für die gesamte Besatzung vom Admiral bis zum letzten Heizer. Die Deutschen verlieren nicht einen einzigen Mann.

1. November
1914

„Nach dem Siege bei Coronel“, schreibt der Erste Lord der britischen Admiralität, „wahrte Graf Spee die Würde des tapferen Edelmanns. Er lehnte die begeistertsten Huldigungen der deutschen Kolonie von Balparaiso ab und äußerte kein Wort des Triumphes über den vernichteten Gegner. Er war sich der Gefahr, in der er schwebte, bewußt. Als ihm Blumen gebracht wurden, sagte er: ‚Sie werden mein Grab schmücken!‘“

Die Rabelsprüche funten über den Erdball. 30 Schiffe dreier feindlicher Nationen, darunter 21 Panzer, werden zur Vernichtung der kleinen deutschen Flotte aus allen Meeren herangejagt.

„Sie steht jetzt eines Morgens“, wie die britische Admiralität schreibt, „vor dem Haupthafen der Falklandinseln. Wenige Minuten später offenbarte sich den Deutschen das Schreckliche: gegen das Vorgebirge hoben sich in der klaren Luft scharf sichtbar ein paar Dreibeinmasten ab. Ein Blick genügte. Sie bedeuteten sicheren Tod.“

Denn nur die Dreadnoughts führten Dreibeinmasten! Gegen die Riesenschlünde dieser Ungeheuer sind die deutschen Kreuzer nur noch eine Zielscheibe. In der Seeschlacht an den Falklandinseln sinkt die „Scharnhorst“ mit dem Admiral Graf Spee, dessen beide Söhne ebenfalls in der Schlacht bleiben, und der ganzen Besatzung. Die „Gneisenau“ setzte, wie die Engländer berichten, „den hoffnungslosen Kampf mit größter Tapferkeit fort, bis sie völlig zusammengeschoffen und mit wehender Flagge in das eisige Wasser des Ozeans tauchte. Die ‚Nürnberg‘ verweigerte es, sich zu ergeben, und als sie mit dem Bug zuerst untertauchte, konnten die Sieger noch eine Gruppe von Mannschaften auf ihrem herausragenden Heck bemerken, die die deutsche Flagge bis zum letzten Augenblick hochhielten. Die ‚Leipzig‘ wurde vernichtet, und nur die ‚Dresden‘ konnte sich dem Untergang entziehen. Sie wurde drei Monate später vernichtet.“

8. Dezember
1914

Ein Strahlenglanz des Seeruhms leuchtet auf! In ihm ein Name: Emden. Kapitän Karl v. Müller.

1866—1928

Der Kleine Kreuzer „Emden“ hatte die Todesfahrt der Flotte Spee nicht mitgemacht, sondern sich von Ostasien aus im Indischen Ozean als Schrecken der Meere eingerichtet. In allen möglichen Tarnungen trat das kühne Kaperschiff auf. Dies als feindlicher Rauffahrer in die feindlichen Häfen, knallte dort einen nichtsahnenden russischen Kreuzer und einen französischen Zerstörer in Stücke,

September
1914

bombardierte zum Staunen der Inder am lichten Tag im Hafen von Madras die weithin weiß leuchtenden Petroleumtanks, versenkte beinahe täglich in der Bucht von Bengalen einen britischen Handelsdampfer, blockierte die ganze Schifffahrtslinie von Kalkutta und Colombo nach Europa.

1. Oktober 1914 „Drei Transporte, voll ausgerüstet, um Kavallerie aufzunehmen, liegen aus Furcht vor der ‚Emden‘ in Kalkutta fest“, heißt es in einem Befehl des Ersten Seelords in London. „Dadurch wird der Transport von Artillerie in Bombay festgehalten. Die Ausrottung dieser Pest ist von größter Wichtigkeit.“

9. November 1914 Eine internationale Flotte von 10 Kriegsschiffen wird gegen den einen kleinen deutschen Kreuzer aufgeboten. Der mächtige, weit überlegene Australier „Sydney“ sichtete ihn bei den Kokosinseln in der Südsee. Das ruhmreiche Schiff starb heldenhaft, wie es gelebt hatte. „In hundert Minuten war die ‚Emden‘ zusammengeschoffen und strandete als brennende Metallmasse.“ Der Indische Ozean war frei. In der Londoner City führten die Schiffsmatler vor Freude auf offener Straße Indianertänze auf. Die britische Admiralität aber drahtete an den Oberbefehlshaber in China:

„Kommandant und Offiziere und Mannschaften scheinen aller Ehrungen nach Kriegsbrauch würdig. Wenn Sie keinen Grund dagegen haben, soll Kommandanten und Offizieren ihr Degen belassen werden.“

März 1938 Fast 20 Jahre später gab die australische Regierung als nachträgliche Anerkennung ritterlicher feindlicher Tapferkeit das Namensschild der „Emden“ feierlich in die Hände des Reichspräsidenten v. Hindenburg an Deutschland zurück.

geb. 1885 Ein Teil der Besatzung war beim Untergang der „Emden“ an Land gewesen. Kapitänleutnant v. Mücke führte sie erst an Bord des winzigen Segeltäpers „Ayesha“, dann in abenteuerlichem Fußmarsch längs der arabischen Küste von der Südsee nach Konstantinopel.

4. November 1914 Der später untergegangene Kreuzer „Karlsruhe“, die „Königsberg“, die vor Sansibar einen englischen Kreuzer versenkte und sich noch monatelang in der sumpfigen Schilfmündung des Rufidji-Flusses in Ostafrika als verborgen schwimmende Festung behauptete, der Hilfskreuzer „Möwe“ des Grafen Dohna, der „Seeteufel“ Graf Ludners — ruhmreiche Namen —, aber langsam wurden doch die Meere von deutschen Kapern leer. Ungehindert konnten die Briten aus allen Ecken ihres Weltreichs ihre indischen Sikhs und Gurkhas, ihre australischen Kauhreiter, ihr kanadisches Fußvolk nach Europa verschiffen.

5. August 1914 Ein deutsches Kriegsschiff noch! Ein Stück schwimmende Weltgeschichte. In Messina lag am Morgen nach der englischen Kriegserklärung, zusammen mit dem Kleinen Kreuzer „Breslau“, der

mächtige Panzerkreuzer „Goeben“, einer der neuesten und schnellsten und stärksten Dreadnoughts der deutschen Flotte.

Admiral Wilhelm Souchon faßt Kohlen, soviel er nur kann, und steuert unter klingendem Spiel hinaus in das von Feinden wimmelnde Mittelmeer.

ge 6. 1864
6. August 1914
5 Uhr nachm.

16 britische Kriegsschiffe jagen die Nacht hindurch das deutsche Geschwader! Die „Goeben“ läuft ihnen mit Voll Dampf davon.

6./7. August
1914

„Bormittags“, schreibt der britische Marineminister, „richtete die „Goeben“, das schnellste Schiff im Mittelmeer, ungehindert ihren Kurs auf die Dardanellen und brachte über die östlichen Völker mehr Mißgeschick, Elend und Verderben als je ein anderes Schiff.“

7. August 1914
9 Uhr
morgens

Daß die Dardanellen der Seeschlüsselpunkt für den ganzen britischen Krieg waren, hat man in London nie ganz begriffen, sondern improvisierte von Jahr zu Jahr die Kriegführung mit dem englischen Motto: „Es wird schon irgendwie gehen!“

2 Tage kreuzte Admiral Souchon noch zwischen den griechischen Inseln. Dann öffnete ihm die Hohe Pforte in Stambul die Einfahrt in die Pforte der Dardanellen und übernahm, zum Schein, „Goeben“ und „Breslau“ unter osmanischer Flagge. Das war der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg.

10. August 1914
abends

17

Der Weltbrand wächst

Hätte Deutschland nur im Frieden überall auf dieser Erde so weitaussehend vorgearbeitet wie da unten am Goldenen Horn! Dort hatte es als Botschafter anderthalb Jahrzehnte hindurch, bis 2 Jahre vor dem Krieg, seinen besten Diplomaten, Freiherrn Adolf v. Marschall, seinen besten Volkswirtschaftler, den Direktor der Anatolischen Bahn Karl Helfferich, und vor allem den Erneuerer der Osmanischen Armee, Colmar Freiherrn v. der Goltz Pascha.

1842—1912

Schon unter den ersten Blitzen des Kriegsgewitters hatte die Türkei einen Geheimvertrag mit Deutschland unterzeichnet. Jetzt war die „Goeben“ da. Bald bricht das Ungeheuer, nun unter der Fahne des Propheten, mit der „Breslau“ in das Schwarze Meer ein. Die Strandbatterien von Sebastopol zerschellen unter ihren Granaten. Die Getreidespeicher im Hafen von Odessa flammen, Petroleumtanks lodern, Torpedoboote und Handelsdampfer sinken. Die Botschafter Rußlands, Englands und Frankreichs verlangen ihre Pässe. Die drei Großmächte erklären dem Großsultan Muhammed V., dem schlaffen Scheintäiſer der Osmanen, den Krieg.

Ende Oktober
1914

1. November
1914
1844—1918
3. und 5. November 1914

Einige Tage darauf verkündet feierlich der Scheich ul Islam in Stambul, das geistige Oberhaupt aller Moslim, den „Heiligen Krieg“ der Allahgläubigen, außerhalb des Osmanenreichs aller-

14. November
1914

dings ohne sichtbaren Erfolg. Aber dieser Staat selbst reicht immerhin vom Roten bis zum Schwarzen Meer, vom Indischen Ozean bis in die Sahara.

Krieg, der jetzt über 3 Erdteile fladert: Fliegergebrumm über dem Sinai, Beduinengeknall um Mekka, Maschinengewehrgebell in den gelben Sanddünen vor dem Suezkanal, hinter dem in Ägypten Tausende von australischen Kriegern um die Cheopspyramide herum ihre weißen Zeltstädte aufgeschlagen haben und kompanieweise zum Spaß unter dem feuerblauen Himmel auf der Sphing reiten. In Armenien aber der wirkliche, der übliche Orientkrieg zwischen dem orthodoxen Doppelkreuz und Mohammeds Morgenstern im Halbmond — der große Krieg.

Zum großen Krieg der große Krieger: Enver Pascha, Kriegsminister und Generalissimus des Türkenreichs.

Ein orientalisches Märchen sein Leben: Offizier in der deutschen Armee, jungtürkischer Revolutionär in Saloniki, Führer im Volkskrieg Tripolitaniens gegen die Italiener, als Kameltreiber verkleidet durch Ägypten nach Stambul zurück, Generalstabschef in den Balkankriegen, Haupt des blutigen Militärputsches von Adrianopel, dem Sultan versippt. Elegant und schmächtig, mit dem schwarzen Schnurrbartchen, die Erscheinung des erst 32jährigen. Aufrechtig seine Freundschaft für Deutschland. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.“ Ein Sterblicher, der in den Marmorsälen des Sultans, im Berliner Gardet Kasino, am Lagerfeuer der Saharabeduinern gleichmäßig zu Hause ist. Ein „Soldat und brav“.

„Enver Pascha“, beurteilt ihn Generalfeldmarschall v. Hindenburg, „zeigte mir gegenüber einen ungewöhnlich weiten und freien Blick für das Wesen des Krieges. Die Hingabe dieses Osmanen an unsere gemeinsame große und schwere Sache war eine unbedingte. Sachlicher und selbstloser hat wohl noch nie ein Bundesgenosse zu einem andern gesprochen. Und es blieb nicht lediglich bei Worten. Bei aller hohen Auffassung vom Kriege im allgemeinen entbehrte Enver Pascha aber doch einer gründlichen Generalstabschulung. So kam es, daß der orientalische Gedankenreichtum durch den mangelnden militärischen Wirklichkeitsinn oftmals unfruchtbar gemacht wurde.“

Schwierig nur die Verbindung der Mittelmächte mit dem neuen Waffenbruder. Südlich der Donau das feindliche Serbien als stacheliges Verkehrshindernis. Nördlich des Stroms die Straße durch Rumänien — ursprünglich auch stiller Teilnehmer am Dreibund, aber, als es Ernst wurde, schleunigst „neutral“.

Sein König Karl, dieser greise Hohenzoller und Ehrenmarin, konnte die Macht einer gewissen boulevardverfeuchten, rubel-durchrollten Oberschicht Butarester Politiker nicht brechen. Er starb bald nach Kriegsausbruch.

„Dieser alte, kluge Hohenzoller auf dem Thron eines fremden und entferntesten Staates“, schildert ein böser Geist Europas, der russische

geb. 1882, im
Innern Vor-
berastens von
Bolschewiken
ermordet 1922

1909

1911

4. August 1914

1830—1914

10. Oktober
1914

Außenminister Sazonow, seine Eindrücke einer Audienz, „blickte nicht ohne Stolz auf seine lange Regierungszeit und die zahllosen Mühen, die er für den Aufbau und die Entwicklung seines Staates aufgewandt hatte, um dessen Wohl er in echt deutscher Manier und Konsequenz bemüht war.“

Es gab, außer der Türkei, noch ein Land, das uns Deutschen seine moderne militärische Erziehung verdankte. Oder vielmehr nicht dankte. Allerdings nicht ohne unsere Schuld. Mit einem selbst in der Vorkriegszeit bemerkenswerten Ungeschied hatte die deutsche Diplomatie in den Kriegswirren des Fernen Ostens nicht nur der Reihe nach sämtliche europäischen Großmächte, sondern auch das gegen China siegreiche Japan vor den Kopf gestoßen, ohne daß uns die ganzen Händel das geringste angingen.

Es waren in den Hundstagen 1914 viele Japaner auf deutschen Hochschulen und sonst in Deutschland. Eine merkwürdige Veränderung ging mit ihnen vor. Plötzlich sah man die immer rätselhaft lächelnden fremden Gäste in Zylinderhüten auf feierlichen Abschiedsbesuchen. Eines schönen Morgens waren sie samt und sonders verschwunden.

Bald darauf erklärte Japan dem Deutschen Reich den Krieg. Das vorangegangene Ultimatum entsprach dem deutsch-russisch-französischen von Schimonoseki, durch das Japan gedemütigt worden war.

Zum Glück erschien während des ganzen Völkerringens nicht ein Mann des Mikado in Europa. Das Inselreich beschränkte sich auf die Belagerung des besetzten deutschen Hafens und Handelsstützpunkts Kiautschou in der chinesischen Provinz Schantung.

Der Kapitän zur See Alfred Meyer-Waldeck befehligte dort, Deutschruffe von Herkunft. In Heidelberg aufgewachsen. Er drahlte dem Kaiser: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten“ und hat seine Pflicht getan.

Er hatte 1 Seebataillon, etwas Marineinfanterie — im ganzen etwa 100 Offiziere und 3000 Mann — und eine Anzahl deutsche Kriegsfreiwillige zur Verfügung. Die Japaner besaßen im Frieden etwa 250 000 Mann. Sie landeten gleich in ganzen Divisionen. Als sie nicht nach allen Regeln der Kunst schossen, machte die deutsche Besatzung sie durch Fernzeichen auf die entsprechende Seite in der deutschen Schießvorschrift aufmerksam. Tapfer verteidigt, mußte sich der nie zu haltende Waffenplatz bald ehrenvoll ergeben. Nur der „Flieger von Fingtau“, Gunt her Plüschow, hob sich in die Lüfte.

Ende des vorigen Jahrhunderts begeisterte sich ganz Deutschland für den Kampf der Buren gegen England. Aber allen Stammischen hing das Bild Ohm Krügers, ihres Präsidenten. Postkarten flatterten zu Tausenden übers Meer, Spargroschen wurden für die Buren geopfert. Der allgemeinen Stimmung in Deutschland entsprechend, sandte der Kaiser die gutgemeinte, aber politisch unkluge Glückwunschdepesche an Krüger. Als dieser später nach Deutschland kam, wurde er allerdings vom Kaiser

4. Mai 1895

1864—1928

7. Nov. 1914
geb. 1866, ab-
gestürzt in
Patagonien 1981
Januar 1896

nicht empfangen. Doch vor seinem Hotel stand unübersehbar, jubelnd und weinend in romantischem Überschwang der „ewige Deutsche“. In England wuchs danach die feindselige Stimmung gegen das Reich. In Transvaal aber hatte man, kaum zwanzig Jahre später, die leidenschaftliche Anteilnahme Deutschlands längst wieder vergessen.

Nun galoppierten sofort nach Kriegsausbruch die Buren: Großvater, Vater und Sohn — was nur im Sattel das Gewehr schwingen konnte — in Südafrika wider die Flagge Schwarzweißrot! Sie hatten in dem großen Kriege mit den Engländern vor anderthalb Jahrzehnten viele Tausende ihrer Frauen und Kinder in den britischen stacheldrahtumspinnenen Konzentrationslagern durch Krankheiten und Entbehrungen verloren. Sie schlugen jetzt begeistert ihr Leben in die Schanze, um für die Engländer den Deutschen ihr Südwestafrika zu entreißen. Sie werden später, 50 000 Mann stark, den Fiebermarsch quer durch den schwarzen Erdteil, seine Sümpfe, Steppen und Urwälder, nicht scheuen, um für die Engländer den Deutschen deren letzte Kolonie auf der Welt, das blühende große Ostafrika, zu rauben.

Die weiße Schutztruppe für Südwestafrika, 90 Offiziere und 1828 Reiter, sah sich einer zehnfachen Übermacht gegenüber. An Stelle des bald verunglückten Kommandeurs übernahm Major Franke, 7 Jahre vorher der kühne Bezwingler des großen Eingeborenenaufstandes, den Oberbefehl.

In der kleinen deutschen Kolonie Togo war bereits in den ersten Kriegswochen ein britischer Hauptmann mit seinen Leuten einmarschiert. In Kamerun zeigt eine Truppe von 160 deutschen Offizieren und Unteroffizieren und 1550 farbigen Soldaten den Franzosen und Engländern die Zähne. Jahrelang flackert im bergigen Urwald der Kleinkrieg.

Gegen Deutsch-Ostafrika schifften die Engländer von Indien her eine große Expedition ein. Der Held des deutschen Kolonialkriegs, der Kommandeur der Schutztruppe Paul v. Lettow-Vorbeck, stand mit 68 weißen Offizieren — von denen jeder dritte im Feld sein Leben für das ferne Vaterland hergeben sollte —, 146, ebenso im Krieg gelichteten, weißen Unteroffizieren und 2733 eingeborenen Soldaten, und mit Tausenden von waffentragenden deutschen Farmern, Kaufleuten und Beamten zum Empfang bereit und schickte in der später ausführlicher zu schildernden Schlacht bei Tanga die Briten mit blutigen Köpfen auf ihre eiligst wieder davongegelenden Schiffe zurück.

In der Südsee bemächtigten sich die Neuseeländer der deutschen Samoainseln. Die Australier besetzten Deutsch-Neuguinea. Aber die endgültige Entscheidung über alle Palmeninseln und Gummiwälder und Baumwollfelder fällt in dem Lehmf Glanderns, dem Sumpf Polens, dem Kreideboden der Champagne.

geb. 1870

3.—5.
November 1914

Krieg und Dichter

Draußen spricht der Krieg mit feurigen Zungen. Aber sind diese feurigen Zungen nur Blitz und Donner? Spricht aus ihnen nicht auch der Geist — der heilige Geist der Vaterlandsliebe, der Pflichttreue, der Kameradschaft, des Todesmuts? Ringt diese Sprache nicht nach dem eindrucksvollsten Ausdruck im feierlichen Faltenwurf der Berse? Immer und überall?

Seelisch seltsam und doch voll nachtwandelnder Borahnung, daß wir den Russen besiegen, den Franzosen in Schach halten, aber gegenüber den Angelsachsen diesseits und jenseits des Großen Wassers schließlich ermatten würden: — der heilige Grimm Deutschlands wandte sich in diesen glühenden Augusttagen von 1914 in erster Linie nicht gegen Frankreich und Rußland, sondern wider Großbritannien. Doch diese Erkenntnis, daß der Engländer unser gefährlichster Gegner war, das aufrüttelnde Erlebnis des Krieges — sie fanden in der deutschen Dichtung damals noch nicht den gütigen Ausdruck. Es entstanden zwar viele Kriegslieder — das wurde „von oben“ gewünscht —, aber sie waren blutlos, höhltonend und oft sogar kindlich. Fern dem großen Geschehen auf den Schlachtfeldern. Nur der geschäftstüchtige Jude Lissauer erntete mit seinem „Haßgesang“ gegen England unverdienten Ruhm. Die wahren Dichter dieses Krieges, die ihn der Nachwelt deuten sollten, lagen damals noch in den Schützengräben, unter ihnen auch Hermann Löns. Sein Engelland-Lied aber wurde erst ein Vierteljahrhundert später, als Großdeutschland zum Kampfe auf Sein oder Nichtsein gegen den Briten antreten mußte, wahrhaft volkstümlich.

Wie anders da draußen! Da war, gleich in den ersten Tagen, bei Tirmont in Belgien preussischer Mänensturm über eine hohe Eisenbahnböschung hinweggefegt. Man sah noch deutlich die Bahn der Attade schräg über die niedergestampften Hecken zu beiden Seiten der Schienen. Eine Reihe Kriegergräber. Und da vielleicht die erste Grabinschrift der Welt auf den „Unbekannten Soldaten“:

„Ein tapferer Reiter im Kampfgebraus —
so traf ihn die Kugel. Hier ruht er aus.
Wir pflanzten die Lanze aufs Grab dem Mann
und hängten den Rock des Königs daran.
Nun ruht er in Frieden — ein Opfer der Schlacht.
Auch ohne Namen wird sein gedacht.“

Ein tapferer Reiter . . . Das berühmte österreichische Reiterlied — weitaus die bedeutungsvollste Dichtung des Weltkriegs. Von wem sie stammt? Der Name des Dichters ist un-

bekannt geblieben. Eine interessierte Presse aber posaunte natürlich einen Juden als Verfasser aus!

„Drüben am Waldestrand
hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran!
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Aderrain
schreien zwei Raben.
Werd' ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei!
Wohl hunderttausend traben
in Osterreichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen.
Wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen
auf Belgerad!“

Und noch ein Reiterlied „heiligen Frühlings“, todbereiter deutscher Jugend. *Hans Klimke* hat es gedichtet:

„Heute schien die Sonne nieder
auf die Steppe und den Fluß.
Die Husaren sangen Lieder:
„Wenn ich einmal sterben muß.“

Schwalben zogen weite Kreise,
schossen hin durchs lichte Blau:
die Husaren sangen leise:
„Weine nicht, vielliebte Frau!“

Und wir ritten sorglos trabend,
waren jung und sangen viel,
bis am frühen Sommerabend
ohne Laut mein Bruder fiel.“

Mein Bruder — — Ein erschütterndes Gegenstück ein Lied des im Schützengraben kämpfenden vaterländischen Arbeiterdichters und
Kesselschmieds *Heinrich Lersch*:

geb. 1889

„Es lag schon lang ein Toter vor unserm Drahtverhau.
Die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.
Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
und immer fühlt' ich's fester: Es muß mein Bruder sein,

bis ich trotz aller Kugeln zur Nacht mich ihm genahet
und ihn geholt — begraben — ein fremder Kamerad.
Es irrten meine Augen — mein Herz, du irrst dich nicht.
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angeischt.“

Der deutsche Arbeiter! Damals Schulter an Schulter mit den
andern Volksgenossen — dem Feind die Stirn — vor allem dem
Faren!

So geschah es dem Arbeiterdichter Karl Bröger:

geb. 1886

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Den' es, o Deutschland!“

Die Stimmung des Arbeiters an der Front: das ungeheure
Erlebnis des Kriegs, die Erinnerung an den Fabrikalltag daheim
fließen im Schlachtenlärm zusammen in eins:

„Heute ist die ganze Stellung eine große Kesselschmiede,
alles sind die alten Töne aus dem großen Arbeitsliede.
Früh am Morgen, mit der Sonne, heulen die Granatensplüge.
Das tracht auf den Felsenplatten, wie wenn man auf Eisen schlägt.
Dampf knallt's auf, im steilen Bogen fliegt geschleudert eine Mine.
Rang! Zersprungen. So das Stampfen einer großen Nietmaschine.
In den Gräbern, in den Sappen Biken, Schaufeln, Spaten scharren,
kreisend wie auf blanken Scheiben festgespannte Riemen knarren.
Der Gewehre Schießen ist das schnelle Klopfen vieler kleiner Hämmer,
der Maschinengewehre Knaden ist der Ton der Luftdruckstemmer.
Und die Wolken schwarzen Rauches sind die kleinen Feuerstellen,
die entstehen und verwehen von zerplagenden Schrapnellern.
Heute ist mir dieses Schlachtfeld eines großen Volkes Schmiede,
und in Glut und Blut und Feuer schafft es Einheit, Kraft und Friedel!“

Und dem Mann an der Front antwortet mit H e i n r i c h L e r s c h
daheim der Munitionsarbeiter, und man glaubt in dem hämmern-
den Takt das Surren der Treibriemen, das Sausen der Räder zu
vernehmen:

„Ich schrubbe dich, ich bohre dich,
werdende Granate!
Wenn du zerspringst, so schüßst du mich.
Der auf die Feinde schleudert dich,
das ist mein Kamerade!
Kamerad, ich grüße dich!“

Und, auch aus der Heimat, Karl Brögers Feldbrief der Soldatenfrau:

„Liebster — jüngst hab' ich an dich gedacht.
Es rauschte der Regen durch die Nacht.
Da wollt' es mich nimmer im Rissen leiden —
Wer trägt nun schwerer von uns beiden?
Gestern plagte dein Bub heraus:
Kommt denn Vater nicht bald nach Haus?
Warum ist Krieg und der Vater dabei?
Und sonst noch Kindliches vielerlei,
wie so die liebe Unschuld fragt.
Liebster — was hättest du ihm gesagt?
Du bist Soldat, doch auch ich steh'
bei einer herrlichen großen Armee,
einer Armee von Kindern und Frauen,
die an der Zukunft weiterbauen!“

Warum schafft gerade die Seelenverfassung des vaterländisch gesinnten Arbeiters im Weltkrieg so vielfach Dichtungen von bleibendem Wert? Weil dieser Krieg ein Munitions-, ein Material-, ein Fabrikkrieg ist und immer mehr wird. Er reißt den Arbeiter nicht so wie die andern Stände völlig aus seiner gewohnten Welt. Er kann noch die Begriffe von gestern und heute aneinanderknüpfen. Er übersieht sozusagen von Fachs wegen wenigstens einen Teil des Geschehens.

Und ebenso hat es Husaren und Ulanen und andere flotte Reiter immer gegeben. Auch an ihnen haftet die Einbildungskraft und schafft Verse. Und wenn es, schon gegen Ende des Kriegs, in Frankreich klingt:

„Ein Landwehrmann ging gen Bapaume,
die Stiefel tief im Staube.
Die Sonne schien vom Himmelsdom
auf seine eherne Haube . . .“

ja — das ist das Kreuz auf dem Tschako. Die Vaterlandsruhe schon von 1813. Das kennt man. Darunter kann man sich das Volt in Waffen vorstellen.

Über wer — außer den unmittelbar Beteiligten, die in der Luft und unter Wasser mehr zu tun hatten als zu dichten — wer kennt das ängstlich geheimgehaltene U-Boot, das neuerfundene Flugzeug, die der Öffentlichkeit streng verschwiegene „Dicke Berta“? Gar später die unheimlichen, schwarzen Riesenraupen, die Tanks? Wer weiß etwas von Schall- und Lichtmeßtrupps, von Funkern, von hoch zu Ross die flandrische Küste entlang galoppierenden Matrosen, von deutschen Kamelreitern im Sand von Südwestafrika?

Wer kennt den Geisterflug der Nachtriefen, der Zeppeline, in Feindesland? Wer hat einen Begriff, wie es in dem rastlos schwan-

tenden Panzerturm eines Über-Dreadnought ausschaut? Und das noch wildere Geschaufel im Fesselballon, der Beobachter stets beim Nahen feindlicher Flieger bereit zum Absprung mit dem Fallschirm, Hunderte von Fuß tief in das leere Nichts?

Hier versagt leider aus Mangel an Kenntnis die Einbildungskraft und damit auch die Lyrik gerade gegenüber denjenigen Waffengattungen und Männern, die dem Krieg sein eigentliches Gepräge geben.

In der Dramatik nur „Der Hias“ — das seldgraue Soldatenstück von Heinrich Gilarbone, das einzige seiner Art im Krieg, zuerst in Landshut, dann in 2000 Städten und Städtchen Deutschlands und Österreichs, in Lazaretten, Krankenhäusern, Etappen, Ruhestellungen 5000mal zu wohlthätigen Zwecken gespielt und nach fast 20 Jahren wieder auf einer Berliner Bühne aufgelebt.

Etwas ganz Neues in der Kriegsgeschichte: die Heere, auf Jahre im Stellungskrieg festgebannt, gründeten sich an der Front ihre eigenen Armeezeitungen oder, wie die „Gardefeldpost“, in der Heimat zum Versand an die Front.

Diese heute seltenen Presseerzeugnisse „spielten im Leben der Truppe die Rolle der Lokalblätter in der Heimat“, heißt es in der sachmännischen Schilderung des Oberstleutnants Nicolai. „Schnelle Übermittlung der hauptsächlichsten Nachrichten, Bekanntmachungen besonderer Leistungen einzelner, geographische und geschichtliche Schilderung des Armeebereichs, Pflege der Gedenktage der Armee und ihrer Helden, Erläuterung notwendiger Maßnahmen in der Verpflegung, der Post, der Urlauberteilung, Ermahnung zur Verschwiegenheit, Anregung durch Beschreibung der Natur, des Sternenhimmels und durch Rätsel, Aufheiterung durch Humor, Pflege soldatischen Weikes.“

Allmählich entstanden im Westen 28, im Osten 11, in der Türkei 1, auf dem Balkan 6 Armeezeitungen. Weit aus die bekannteste ist die „Viller Kriegszeitung“ des Hauptmanns d. R. und Schriftstellers Paul Oskar Höcker geworden. Bei der Marine gab es „Auf Vorposten“, Wochenschau für die Hochseestreitkräfte.

Die Oberste Heeresleitung selber schuf sehr bald für das besetzte französische Gebiet eine Zeitung in französischer Sprache, die „Gazette des Ardennes“, die auch schon vorhandene französische Übersetzungen geeigneter deutscher Romane brachte. Jahre später, nach der Eroberung Bukarests, ließ die deutsche Militärverwaltung durch ihre Büchereistelle rumänische Übersetzungen nationaler deutscher Romane in Buchform veröffentlichen.

Und wie viele der jungen Krieger draußen hatten den „Faust“ im Tornister! Die Bibel! Angesichts des Todes suchten sie nach dem letzten Sinn des Lebens.

geb. 1885

Weihnachten
1914